

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 39 (1952)
Heft: 13: Aufsatzunterricht

Artikel: Nach 10 Jahren Aufsatzunterricht
Autor: Schöbi, Johann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-535527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NACH 40 JAHREN AUFSATZUNTERRICHT

*Von Johann Schöbi, Goßau**Grundlage ist das gesprochene Wort*

Man mag unseren Aufsatzzunterricht bewerten, wie man will, eines ist sicher, nicht hier versagt in erster Linie unser Sprachunterricht — die große Lücke zeigt sich anderswo —, wir spüren sie, wenn es gilt, sich mündlich auszudrücken. Dann werden selbst große Männer, die eine recht gewandte Feder führen, plötzlich befangen und machen im Verkehr mit Leuten aus deutschen Stammländern nicht selten eine fast klägliche Figur. Wir haben uns in der Schule zu ausschließlich mit der schriftlichen Sprachfertigkeit abgegeben und dabei die Bedeutung der gesprochenen Rede übersehen.

Aber wir haben schon am einen mehr als genug! Wo sollen wir die Zeit hernehmen, um noch zu reden, wo sie uns kaum für die schriftlichen Übungen langt! Hier sündigen wir! Die Grundlage wird nicht durch das geschriebene, sondern das gesprochene Wort gebildet. *Das Ohr ist das ausschließliche Organ der Sprache und nicht das Auge.* Dieses mag uns helfen, wenn in Wörtern Buchstaben fehlen, wenn etwas groß oder klein geschrieben werden soll, oder Satzzeichen zu setzen sind, aber die fal-

schen Stellungen, die falschen Zeiten, die falschen Endungen spürt das Auge nicht, diese müssen nicht gesehen, sondern gehört werden. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Ursache der mangelnden Erfolge im deutschen Sprachunterricht nicht in der fehlenden Grammatik, noch weniger in der fehlenden Stilkunde, sondern ausschließlich in der fehlenden mündlichen Sprachgewandtheit zu suchen ist. Wer öffnete mir die Augen?

Nach dem Abschluß des Krieges kamen Kinder aller möglichen Herkunft in unsere Gemeinde, nicht nur deutsche, sondern aus Italien, Ungarn und Frankreich, und bei allen wiederholte sich das gleiche Wunder, es brauchte verblüffend kurze Zeit, bis sich die Kleinsten ohne Schule deutsch auszudrücken verstunden. Einmal erhielt ich einen Genfer Buben, der schon von der Schule her einige deutsche Kenntnisse besaß, um den man sich auch am Kostort mit Grammatikregeln bemühte und dem ich selber eine Hilfe werden wollte — aber zum Reden kam der Knabe nicht, bis er sich ein Bein brach, ins Kantonsspital versorgt werden mußte, dort mit einer lebensdigen Schar kranker Buben zusammentraf

»MEIN FREUND« ist da

Bereits seit zehn Tagen sind die Buchhandlungen und Papeterien mit dem neuen Schülerkalender »Mein Freund« bedient. Wiederum ist er ein Volltreffer in bildnerischer Ausstattung, in Stofffülle und Gehalt.

Die Schüler darauf aufmerksam machen, damit sie sich den neuen Kalender rechtzeitig sichern.

und gut Dialekt redend zurückkehrte. Was weder Grammatikstunden noch schriftliche Übungen und ehrliches systematisches Bemühen zustande brachten, vermochten acht Wochen lebendigen Lebens zu ersetzen: Auf unseren Fall abgewandelt: Es ist möglich, den Kleinen in sehr kurzer Zeit eine neue Sprache beizubringen, wenn sie in ein entsprechendes Milieu verpflanzt werden. Ich glaube nicht, daß man hiefür mehr als einiger Wochen bedarf.

Die Methode auf der Unterstufe

Weil die Aufnahmefähigkeit der Kleinen für die Sprache am größten ist, kann nie früh genug begonnen werden. Wir haben daher nicht bis in die oberen Klassen zuzuwarten, sondern in der Schule so rasch als möglich zu beginnen. Wollen wir aber dabei zu guten Ergebnissen gelangen, so muß der Weg naturgemäß sein, d. h. jenem entsprechen, auf dem Kinder überhaupt zu reden und die Sprache aufzunehmen beginnen. Oft genug hatte ich Gelegenheit, die ersten Sprachgesetze an meinen eigenen Kindern zu studieren, und immer wieder mußte ich feststellen, daß die Kleinen häufig ganz unlogisch reagierten. Was uns schwer dünkt, kommt ihnen nicht immer so vor, und manches, das uns gar keine Schwierigkeiten bereitet, wird nur als hoher Hag überwunden. Logik und Psychologie sind zwei sehr verschiedene Brüder! Zuerst wird wohl mit den Naturlauten Papa und Mama zu reden begonnen, aber nachher gelten andere Gesetze. So bemühte ich mich einst, eines meiner Kinder reden zu lehren, und glaubte ihm als ein sehr leichtes Wort: Auto, beibringen zu müssen. Nach einem Zuhören reagierte es aber mit: Zitä, zitä! (Auf die Seite, auf die Seite!) Und eines meiner Mädchen begann seinen Sprachunterricht zum Schrecken der Großeltern, als Rätsel für uns, die wir sehr selten körperlich straften, mit dem Worte: Tätsch! Einige Male eindrucksvoll hören,

genügt, wobei die Schwierigkeit der Wörter eine weit kleinere Rolle spielt, als man gemeinhin annimmt. Es werden aber nicht nur die Laute, sondern auch die Betonung verblüffend leicht nachgeahmt. In diesen ersten Jahren ist die Zeit der günstigsten Aufnahmebereitschaft. Sie wird um die Zeit des ersten Schuljahres herum weitaus am größten sein und nachher abnehmen. Was Hänschen nicht lernt —. Jetzt beginnt sich das Vermögen, fremde Laute nachzuhören, zu verkleinern, und die Sekundarlehrer können am eigenen Leibe erfahren, wie schwer es für die großen Buben ist, die unbekannten französischen Nasallaute richtig zu bilden. Alles logische Erklären, Zeichnungen auf der Tafel und ununterbrochenes Üben werden die Jugendlücken niemals auszufüllen vermögen. So haben alle unsere Französischlehrer unser rauhes A, Erbgut des Heimatdialektes, umsonst wegzudoktern versucht.

Es wäre nun sehr logisch, wenn das Kleinkind seine Sprache nach den grammatischen Voraussetzungen aufbaute: »Der Vater ist schön. Die Mutter ist schön. Das Haus ist schön. — Alles ist schön.« Auch in dieser Beziehung gelten andere Gesetze, so verworrene, daß man ihnen wohl kaum je ganz auf den Grund kommen wird, aber immerhin derart eigenartige, daß niemand einen Weg vom Leichten zum Schweren erkennen wird. Es ist ein wunderbares Geschehen, und dieses wunderbare Geschehen dürfen wir nicht stören, ohne dafür bestraft zu werden. Die Strafe besteht in mangelhaften Resultaten in unserem Sprachunterricht. Wir bekümmern uns in keiner Weise um diese Erfahrungstatsachen, sondern glauben eine bessere Methode gefunden zu haben, um das Kind zu seiner zweiten Sprache, dem Schriftdeutschen, zu bringen. Fürs erste beginnen wir viel zu rasch und viel zu häufig auf das Gehör zu verzichten — wir suchen den Weg über das geschriebene Wort und sind dann ganz erstaunt, wenn es gar nicht gehen will und

das Kind mit größtem Widerwillen und sehr spärlichen Erfolgen reagiert. »Der Vater ist schön. Die Mutter ist schön. Alles ist schön.« Es gibt keinen einzigen Elementarlehrer, der nicht nach wenigen Übungen erklären muß, daß ihm dieses blöde Vorplappern abscheulich verleidet — und das Kind, das sich bis anhin so frei und ungezwungen im Freien herum zu tollen vermochte, sollte daran Freude empfinden!

Ich stelle mir den naturgemäßen Weg ganz anders vor. Fürs erste wollen wir viel mehr als früher erzählen. Es geht in erster Linie darum, die Erstkläßler innerlich zu befreien. Unter Umständen haben wir sie gar nicht zu befreien, sie kommen ja so ungehemmt zu uns — dann haben wir sie vor den bösen Rückfällen ins Reich der Sprachlosen zu bewahren! Und sind die ersten Schwierigkeiten überwunden, würde ich sofort damit beginnen, die kleine Geschichte, die ich im Dialekt bot, schriftdeutsch zu wiederholen, anfänglich um die Kinder nur hören zu lassen, später aber um die Mutigsten zur Nachahmung aufzufordern. Selbstverständlich wird es zuerst mühsam genug gehen, aber wir wollen warten, und in diesem Wartenkönnen zeigt sich der wirkliche Lehrer.

Übungen auf der Mittelstufe

Erzählübungen tun auch noch auf oberen Stufen gut. Ich war mir dieser Tatsache in meinen ersten Lehrerjahren nie bewußt und ärgerte mich schwer, daß die deutsche Sprache so herb und unbeholfen von den Lippen meiner Schüler polterte. Der einfachste Weg auf der Mittelstufe ist und bleibt auch hier, Geschichten gut vorzuerzählen und sie nachher wiedergeben zu lassen. Der Erfolg ist aber nicht so groß, wie man erwartet, weil nur *ein* Schüler als erster erzählen kann, die andern zuhören und damit der Repetition jeder Reiz genommen wird. Um diesem Übelstand abzuheilen, habe ich einen Ausweg gefunden. Wenn ich

etwas erzählt habe, schicke ich fünf Schüler in den Gang hinaus, lasse einen nach dem andern eintreten und jeden selbständig erzählen. Wir haben uns jede Einmischung abgewöhnt, hören ruhig zu, und ich ärgere mich in keiner Weise, wenn eines, das nicht mehr weiter kommt, das nächste nachrücken läßt und sich ruhig zu den andern, die es konnten, an die Wand stellt. Nachher bewerten wir die Leistungen mit einer Note: sehr gut, gut, mittelmäßig, schlecht und sehr schlecht. Damit wollen wir die Arbeit der Guten belohnen und auch den Schwachen zum Mitmachen zwingen. Es ist schon etwas sehr Positives, wenn sich der Schüler vor die Klasse stellt und sich erzählend an die Zuhörer wendet, es ist auch etwas sehr Positives, wenn sich das Kind durch diese Übungen innerlich befreit. Diese Befreiung tritt, wenn man ruhig ohne Einwände und Kritik zuhört, nach meiner Erfahrung sehr rasch ein. Bei all diesen Übungen besteht aber, wie sonst noch vielerorts, die Gefahr, daß man sich mit Vorliebe an die besten Schüler wendet. Man redet sich ein, daß das gute Beispiel eher wirke, und will sich damit der Mühe, die Belastenden abwartend zur Geltung kommen zu lassen, entziehen. Ich habe es anfänglich nicht anders gemacht und lange um ein Mittel gerungen, um mich auszuschalten. Und jetzt?

Eine neue Methode

Jeder Schüler kennt seine Nummer der Schultabelle. Diese hat nun in vielen Fällen den Namen zu ersetzen. Auf dem Pult steht ein Schäckelchen mit Messingnummern, die den Nummern der Schüler entsprechen. Wenn ich jemand dran kommen lassen will, ergreife ich blindlings eine Nummer, rufe auf, und das Aufgerufene kommt daran. Diese Einrichtung sagt den Schülern ungemein zu. Sie erkennen, daß damit jede Parteilichkeit ausgeschlossen ist, und für Gerechtigkeit haben Kinder ein sehr feines

Gefühl. Und besonders schätzt der schwache Schüler diese Art des Darannehmens. Glaube man ja nicht, daß es ihm im Innersten wohl war, wenn er immer übergangen wurde. Auf die Dauer müssen diese Zurücksetzungen kränken, und sicher waren sie auch häufig schuld daran, wenn dann ausgerechnet diese Armen am Geiste tüchtig verbocken. Hatte einmal einer das Unglück, nicht mehr weiter zu kommen, und wurde er dafür in der Folge beständig übersehen, so konnte er sich gar nicht mehr rehabilitieren. Und auch das verletzt. Meine neue Methode löst vorerst bei den Letzten Erstaunen aus; es mag sein, daß sie sich anfänglich noch nicht zurechtfinden, aber ich habe noch keinen Schüler angetroffen, der nicht doch noch gekommen wäre — vielleicht nicht beim ersten Male, möglicherweise auch noch nicht beim zweiten oder dritten — aber einmal ging's; dann leuchteten die Augen, und die alte, böse Hemmung machte nach verdienten anerkennenden Worten einem ersten Stolze Platz. Dieses Aufrufen nach Nummern wirkt sich aber auch sonst noch vorteilhaft aus. Wenn der Lehrer Schüler darannehmen will, so bedient er sich gerne eines bestimmten Systems, das die Kinder rasch erfassen und wonach sie sich dann einrichten. In meiner Nummernpraxis habe ich noch nie ein System gespürt. Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit werden zwar alle gleich oft daran kommen, es kann aber eintreffen, daß es den einen viele Male nacheinander erfaßt, worauf eine Schonzeit einfällt — niemand fühlt sich sicher —, und darum tut man am besten, wenn man sich gründlich vorbereitet. Wir sind sogar zur Überzeugung gekommen, daß hinter der ganzen Einrichtung kein blinder Zufall waltet. Erzähle ich und weiß keiner, ob es ihn zum Wiederholen trifft, dann wird auch jeder zur Aufmerksamkeit gezwungen. Ich kann mich immer und immer wieder wundern, wie genau aufpassende Schüler Gebotenes zu reproduzieren vermögen.

Das Problem der Schülerzahl

Wir müssen überhaupt wiederum mehr zusammenhängend erzählen lassen. Der Kampf gegen die verheerenden Lehrerfragen ist nur zu berechtigt. Wie will das Kind reden lernen, wenn alles in Bruchstücken herausgeholt wird? Wohl sucht man dem Unheil damit zu steuern, daß man für Antworten ganze Sätze verlangt. Ist aber diese Methode eigentlich nicht widersinnig? Wo wird einer in der Öffentlichkeit mit ganzen, den Kern wiederholenden Sätzen antworten, und wer wird finden, daß damit große sprachliche Werte gehoben werden könnten?

Welches ist der höchste Berg im Kanton Appenzell? Wie hoch ist er? Was führt hinauf? Was hat es droben? Und so fort und so weiter. Ist es nicht weit wertvoller, wenn wir einen Schüler über den Säntis reden lassen? Und doch hat das Frage-system auch bestimmte Vorteile, man richtet sich an alle, jeder muß mitmachen, der weil im andern Falle nur einer beschäftigt scheint. Es gibt sogar Fälle, in denen wir uns ohne Lehrerfragen kaum zurechtfinden — dann, wenn die Klasse zuviele Schüler zählt. Dem wirklich zeitgemäßen Unterricht sind durch die hohen Schülerzahlen klare Grenzen gezogen. Darum haben wir uns noch eindringlicher, als es bis jetzt geschah, für vernünftige Klassenbestände zu wehren. Im armen Österreich durfte ich letzthin an einer bedeutungsvollen Lehrertagung teilnehmen und spüren, was Idealismus heißt. Da wehrten sich die finanziell außerordentlich schlecht gestellten Lehrer nicht in erster Linie für bessere Besoldungen, sondern für die Reduktion der Schülerzahlen. Bis jetzt besteht — Schweizer, höre und staune! — ein Maximum von 40 Kindern, es soll auf 30 reduziert werden! Diese Lehrer spüren ganz genau, daß sie sich mit diesen Forderungen auf Jahre hin-aus eine Erhöhung der Gehälter verbauen, und dennoch haben sie sich für den Schul-

fortschritt entschieden. Diese herrlichen Lehrer wissen, worum es geht. Auch in unserem Falle ist es so — wenn man 50 Kinder hat und von Ereignis zu Ereignis nur fünf daran nehmen kann, damit sie zusammenhängend und selbständig erzählen lernen, dann sind die Übungsgelegenheiten doch zu spärlich.

Planmäßiger Unterricht zum schriftlichen Ausdruck

Lernt ein Schüler erzählen — und in verhüftigen Klassenbeständen lernt es bei planmäßigem Üben jeder, dann ist auch für den späteren Aufsatz ein ausgezeichnetes Fundament gelegt. Dazu hat aber auch noch ein ebenso planmäßiger Unterricht zum schriftlichen Ausdruck einherzugehen. Hier wird man am leichtesten zum Ziele gelangen, wenn man die naturbedingte Methode des mündlichen Redenlernens auch auf die schriftliche Sprache überträgt. Auch hier muß vom Wort bzw. vom Satz ausgegangen werden. Wir kommen damit aus der Geschichte der Kindersprache heraus zu den gleichen Folgerungen, die die Vertreter der Ganzheitsmethode aus anderen Überlegungen gewinnen.

Wie das Kind die ersten Wörter und Sätze ohne Rücksicht auf die sprachlichen Schwierigkeiten formt, so darf beim ersten Schreibunterricht die Schwierigkeit, die die Buchstaben beim Nachformen bieten, durchaus übersehen werden. Fast will es sogar scheinen, daß sich die komplizierteren Gebilde besser einprägen und deshalb leichter erkannt werden können. Wenn auch mit dem Lesen recht bald das Schreiben Hand in Hand gehen sollte, wird man sich zuerst der beschriebenen Täfelchen bedienen. Hier bauen wir dem späteren Sprachunterricht ausgezeichnet vor, wenn wir für die verschiedenen Wortarten stets die gleichen ausgesprochenen Farben verwenden, wobei auf eine bestimmte, einheitliche Standardisierung gedrängt werden

sollte. Für alle Namen wählen wir ein grellrotes Papier, die Tunwörter (der Name Tunwörter übertrifft an Kindertümlichkeit alle anderen Benennungen) bieten wir auf scharfem Blau und die Geschlechtswörter auf mildem Gelb. Damit sind im einfachen Satze alle Grundfarben enthalten, und das Kind vermag schon visuell auf den ersten Blick festzustellen, ob etwas vergessen worden sei. In einem so ausgesprochen farbigen und klar abgegrenzten Gebilde verkleinern sich die Schwierigkeiten beim Setzen des Schlußpunktes und der Verwendung großer Buchstaben beim Satzbeginn. Grün eignet sich für Eigenschafts- und Orange für Fürwörter. Für das Wort: Eigenschaftswörter sollte noch eine geeigneter Bezeichnung gefunden werden. Der weit bessere Name: Wiewörter versagt leider später im Grammatikunterricht, wo Wiewörter oft zu Umstandswörtern werden. Daß im Orange die beiden Farben der Namen- und Geschlechtswörter enthalten sind, wird ebenfalls manches erleichtern.

Niemals falsche Formen zu Gesicht kommen lassen

Das Wichtigste aber beim ersten Schreib- und Leseunterricht ist, daß das Kind niemals falsche Formen zu Gesichte bekommt. Die ersten Wörter prägen sich fast unverlierbar ein, und mancher, der später über bestimmte Unsicherheiten nicht mehr hinwegkommt, hat sie im ersten Schreibunterricht in sich aufgenommen. Es muß auch alles unternommen werden, um das Kind bei der Niederschrift vor falschen Zeichen zu bewahren. Darum würde ich in den ersten Jahren überhaupt nur abschreiben lassen. Daß dies vorerst geschieht, ist selbstverständlich. Auch später wird man sich immer und immer wieder der farbigen Buchstabenbilder bedienen. Jedes Wort, das auf das farbige Papierchen erworben wurde, wird in der entsprechend gefärbten Schachtel aufbewahrt und beim Bilden von

Sätzchen beständig zu Rate gezogen. Dabei darf das Wort nicht in der Grundform stehen, sondern muß genau so erscheinen, wie man seiner bedarf. Versuche mögen später abklären, ob man z. B. beim Wort: esse in der Gegenwart auch die Vergangenheitsform: aß, zeigen darf und ob zum Geschlechtswort im Werfall auch die andern Deklinationsformen der gleichen Zahl Verwendung finden dürfen. Für das erste Jahr wird wohl davor zu warnen sein, später mag dies zum Ausbau der sprachlichen Gewandtheit gehören.

Wir sprechen: Gestern habe ich viel zu viele Äpfel gegessen. Darum habe ich aber fest, fest Bauchweh. Vielleicht sind in unseren Schachteln schon alle notwendigen Wörter vorhanden, dann stellen wir sie zusammen, sonst ergänzen wir, was not tut. Ist der Satz zusammengesetzt und alles in Ordnung, dann erst ahmen wir ihn schreibend nach. Nachher mag das Geschriebene auch noch auswendig wiederholt werden, aber nur in klugem Maße, und wenn es wirklich fehlerlos geht. Als Übergang kann ja vorerst das eine oder andere, zum sicheren Besitz gewordene Wort herausgenommen werden. Aber hier gilt wie nirgends, daß es auf den schwächsten Schüler warten heißt. Lücken werden später nicht mehr geschlossen werden können, während sich warten immer bezahlt macht!

Aufätzchen in der zweiten Klasse

Nirgends wie auf dieser Stufe heißt es auch mit freien schriftlichen Arbeiten überaus vorsichtig sein. Mündlich mögen die Kleinen ruhig fabulieren, man kann sie ja sofort korrigieren, aber schriftlich —! Wir lassen uns oft von falschen Resultaten zum Schaden des Ganzen täuschen. Weil es vielleicht ein Vorrößlein zustande bringt, wird zum großen Schaden der ganzen Klasse zu viel zugemutet. Wir verletzen damit nicht nur die primitivsten methodischen Gesetze, sondern lassen bei überspitzten

Anforderungen viel Eifer und Selbstbewußtsein zusammenbrechen. Erfahrene Lehrer werden mit dieser meiner Ansicht einig gehen, und die jungen gilt es zu warnen.

Einen tüchtigen Lehrplatz habe ich selber abbekommen. In jugendlicher Begeisterung freute ich mich, als ich zum ersten Male meine Zweitklässler zu eigenen kleinen Aufätzchen brachte. Ich suchte die Kinder in eine Situation zu bringen, aus der heraus gesprochen werden wollte, und ließ die Rede schriftlich niederlegen. Herr Bezirksschulratspräsident Bächtiger hat seinerzeit die besten Arbeiten in seinem Büchlein »Anleitungen und Stoff zu Aufätzchen« aufgenommen und sie recht liebevoll kommentiert, einige typische seien auch hier wiedergegeben:

Der böse Wind. Du böser Wind, was stellst du auch allerlei an. Du hast uns die Fenster verschlagen. Du hast mir sogar den Hut fortgenommen als ich im Auto saß. Du hast meinem Großpapa alle Zwetschgen von den Bäumen weggerissen. Du hast bei uns die Ziegel vom Dach weggerissen.

Kein Billett. Du Kleiner wohin willst du fahren hast auch ein Billet mußt du schon in die Schule ja dann mußt Strafe bezahlen nachher kommst du mit mir und du bist im falschen Zug, der fährt ja nach Wil nicht nach St. Gallen.

Die faule Sonne. Du faule Sonne jetzt stehst du so spät auf, die Eiskörner kommen ja schon vom Himmel herunter es schneit ja schon bald und jetzt frieren die armen Kinder so die kein Bettlein haben und so wenig Kleider sie müssen ja gerade auf dem Stroh schlafen weil du so spät aufstehst.

Was Zacharias seiner Frau erzählen möchte: Du Frau ich möchte dir gern Grüß Gott sagen, aber ich kann halt nicht. Wo ich im Tempel gewesen bin, ist ein Engel gekommen und hat zu mir gesagt du bekommst einen Sohn und dann mußt du in Johannes nennen und ich habe es halt nicht

geglaubt und do hat der Engel gesagt von der Sekunde an bist du jetzt stumm und jetzt kann ich nicht mehr schwatzen.

Selbstverständlich bin ich auch jetzt noch stolz auf diese Arbeiten, aber ich konnte die Klasse in der Folge weiter beobachten und ärgerte mich an den gewaltigen Unterschieden, die sie später in Aufsätzen in formeller Beziehung aufwies. Der Weg war also trotz allem ein Irrweg. Heute würde ich's ganz anders machen. Ich versuche auch jetzt noch, die Kinder in ähnlicher Weise zum Sprechen zu bringen, würde mich aber hüten, alles derart unvorbereitet niederzuschreiben. Wir würden die Sätze mit unseren Worttafelchen zusammensetzen und sie erst dann, wenn die Arbeit in Ordnung ist, als Vorlage zur Niederschrift benützen. *Jedes einmal falsch geschriebene Wort bleibt wie ein Ballast an den Füßen der Schüler hängen!*

Eine Möglichkeit für den Spielwarenfabrikanten

Psychologen haben durch Versuche festgestellt, daß mit bloßem Abschreiben den Fehlern am besten begegnet werden kann. Daß vermehrtes Abschreiben not tut, wird jeder Lehrer auf der Oberstufe aus vielen Erfahrungen heraus wissen, aber geistloses Abschreiben kann doch nicht genügen. Darum muß eine Verbindung zwischen lebensvollem Sprachunterricht und mechanischer Reproduktionsarbeit gefunden werden. In dieser Beziehung könnten uns auch die Spielwarenfabrikanten helfen. Die Lesekästen werden auf die Seite geworfen, aber Wortsbilder werden zeitgemäß. Es müßte zu einem bämigen Geschäfte werden, wenn man uns eine, auf genormtes Papier erstellte Standardauswahl zur Verfügung stelle.

Ein erster Schritt zu diesem Ziele wird von der amerikanischen Reklame begangen, wenigstens sammeln viele meiner Bu-

ben Tierbildchen, die in englischer Sprache zudem den Namen und auf der andern Seite eine gute, kurze Beschreibung des Tieres bieten. Ich stelle mir vor, daß orange Zettel mit dem Fürwort, rote mit der Zeich-



CRESTED PORCUPINE

SHARP-POINTED PROTECTION

Very few animals would dare to attack a Porcupine. When a leopard tries, it usually ends up with sharp-pointed quills buried in its nose. This animal lives in Africa and Southern Europe, and is about twenty-eight inches long . . . and some of its quills are a foot long!

This Series is numbered from 101-200

Animals Of The World

© T. C. G.

PRINTED IN U.S.A.

Crested Porcupine

(mit Helmbusch versehenes Stachelschwein)

Sehr wenige Tiere würden wagen, ein »Porcupine« anzugreifen. Wenn ein Leopard dies versucht, geht es gewöhnlich so aus, daß spitze Stacheln in seiner Nase stecken. Dieses Tier lebt in Afrika und Südeuropa und ist ungefähr 28 Zoll (1 Zoll—2,54 cm) lang . . . und einige seiner Stacheln sind einen Fuß lang.

nung eines Gegenstandes und dem Namen und blaue mit Hinweisen auf die Tätigkeit und dem Worte in der richtigen Konjugationsform herrliche Hilfen bedeuten. Es ließen sich damit schon richtige Sätze bilden, bevor man nur zum richtigen Lesen gelangt.

Wir müssen dazu kommen, die Kräfte der Schüler weit mehr als bisher zu mobilisieren. Neben dem Erzählen darf auch das Lesen nicht vernachlässigt werden. Es wird sogar behauptet, daß man beim Lesen den Geist der Klasse wie nie sonst spüre: ob eine frohe Atmosphäre herrscht, eine kleinliche Seele regiert oder ein natürlicher Ton den Raum durchflutet. Gute Leser sind, ich kann mich keiner einzigen Ausnahme erinnern, stets bei den besten Aufsatzmachern. Darum müssen bestimmte Verbindungen vorhanden sein. Immerhin ist es nicht immer leicht, in diesem Fache zu Erfolgen zu kommen. In erster Linie legt sich oft lähmend ein ekelhafter Schulton auf die Klasse. Das eintönige Leiern reibt wie kaum etwas die Nerven auf — sofern man's spürt! — Anfänglich ist's zum Närrischwerden, langsam flaut die Empörung ab, und ehe man's merkt, hat man sich derart ans ungesunde Klima gewöhnt, daß man gar nicht mehr an Abhilfe denkt. Hier müssen wir Lehrer uns gegenseitig besuchen und in offener Weise helfen. Im Lesen will es aber auch nicht vorwärts gehen, weil man in keinem Fache so wie hier die Schwachen als bremsende Last spürt und sie dafür zu kurz zum Worte kommen läßt. Damit werden die Unterschiede noch größer. Ich empfehle als bestes Hilfsmittel, jeden Schüler die gelesenen Sätze derart oft wiederholen zu lassen, bis es endlich geht. Das Lesen verdient unsere vermehrte Aufmerksamkeit, weil es den Sprachunterricht ungemein befriert. Man sieht neue Wortbilder, hört neue Wendungen und spürt den Horizont sich weiten. Darum glaube ich, daß es auch gar nichts schadet, wenn die Schüler auf untern Stufen den Lesestoff sogar auswendig beherrschen lernen. Bis sie dies können, müssen sie häufig geübt, oder wenigstens aufgepaßt haben, und um gute Wendungen und Formen, die ins Gedächtnis übergegangen sind, ist jeder froh.

In der Folge setzt nun ein Kampf über die verschiedenen Wege zum guten Aufsatz ein. Dieser wäre unmöglich, wenn man sich über das Ziel des Aufsatzes einigen könnte. Aber kann es uns genügen, wenn wir als Aufsatz Sätze betrachten, die der Lehrer an die Tafel schrieb, die nun wiedergegeben werden — kann es uns überhaupt genügen, wenn man in allem die Form über die Seele stellt? Nur so ist es denkbar, daß wir in der Bewertung schriftlicher Arbeiten derart weit auseinander gehen. So sollen vor einigen Jahren Aufsätze ganz namhaften Persönlichkeiten vorgelegt worden sein, die außerordentlich verschiedene Urteile fällten. Was der eine sehr gut fand, wurde vom andern sogar schlecht benotet. Vielleicht lag eine erste Quelle der verschiedenen Urteile im verschiedenen Alter der Schreiber. Es ist doch von einem Schüler einer bestimmten Altersstufe nicht das gleiche wie von jenem einer andern zu erwarten. Wer nun dies weiß, urteilt ganz anders als jener, der immer und überall Höchstleistungen verlangt und nicht einmal merkt, daß sogar ein Kürbis wachsen muß.

Kann man sich übrigens in der Bewertung des Aufsatzes eine niedrigere Funktion ausdenken, als Fehler zu suchen und den Kommata nachzuschnüffeln?

Vielleicht liegt eine andere Quelle der falschen Beurteilung in der Überbetonung des Formellen. Nicht daß ich einer Schlamperei das Wort reden möchte — wir haben uns mit allen Kräften dafür einzusetzen, daß wir auch den nicht immer angenehmen Forderungen unserer Orthographie gerecht werden — aber es kann gute Aufsätze geben, die Fehler aufweisen, und miserable Arbeiten, die vom Standpunkt der Rechtschreibung aus, nichts zu wünschen übrig lassen. Jetzt sind wir wirklich so weit, daß wir jedes Schreiben in erster Linie nach Wort- und Satzzeichenvergehen prüfen und

uns erst nachher mit dem Inhalt befassen, und wehe dem, der im ersten Teil versagt! Wir haben uns in den letzten Jahren in einen regelrechten Rechtschreibekomplex hineinmanövriieren lassen und damit den Blick für viel Wertvollereres verloren. Und wenn man jetzt gar bei den Rekrutenprüfungen in erster Linie daran geht, die Arbeiten nach den fehlenden Satzzeichen und Wortsünden zu beurteilen, dann richtet man damit ein schweres Unheil an. Große Dichter geben sich Gott sei Dank, nicht so sehr mit dem Technischen unserer Sprache ab, sonst wären Schiller und Goethe im Nebensächlichen erstickt. Sie sollen auch Fehler gemacht haben — und wie wäre es unserem Uli Bräcker ergangen, der kaum einen Satz orthographisch richtig zu schreiben verstand? Letztenendes kann man so etwas korrigieren lassen, und hiefür braucht es kein Genie.

Was ist im Aufsatz abzulehnen?

An den Aufsatz wird auch von jenen ein anderer Maßstab gelegt, denen das Wortgeklingel über die Wahrheit geht. Ich bin entschiedener Gegner aller gekünstelten Stilübungen. Wir lehren die Schüler lügen, wenn wir ihnen zeigen, wie die Sätze, nur der Wirkung wegen, schöner geformt werden können. Schmückende Beiörter müssen her, und auch Verben werden nach dem stilistischen Bedürfnis ausgewählt, selbst wenn sie den tatsächlichen Verhältnissen durchaus widersprechen! Es gab einst eine Zeit, die für jedes Dingwort eine schmückende Beifügung verlangte — jene extreme Periode ist verschwunden, viele Bauten haben ihre Balkone, Terräßchen, Erkerchen und Türmchen verloren, aber man ist sich der Schönheit der einfachen, wahren und klaren Formen noch nicht überall bewußt. Papier nimmt alles an, und darum stehen alle Papieraufsätze in Gefahr, schlecht zu werden. In erster Linie denke ich an die verschiedenen Themen sentimentalster Art: Am Grabe eines Vaters. — Allerseelen. —

Die letzten Blätter fallen. — Auch dir blüht die letzte Stunde! Wie unkindertümlich diese Sachen sind, spüren wir schon bei der Behandlung. Es will einem gar nicht gelingen, die Kinder warm werden zu lassen, jeder Satz muß herausgeklaut werden und geht verloren, wenn man nicht wenigstens ein Stichwort an der Tafel festhält. Der erste Entwurf mißrägt, der zweite wird besser und nach dem letzten steht bei allen ein genormtes »Kunstwerk« im Heft, das jeden ergreift, der mit seinen falschen Maßen mißt und nichts von kindlichem Empfinden spürt.

Auf die gleiche Stufe wie diese gekünstelten Produkte sind sogenannte Aufsätze über Sprichwörter zu stellen. Keines zu klein, Helfer zu sein. — Jung gewohnt, alt getan! Irgendwann und irgendwo hatte ich selber solche Arbeiten zu liefern. Ich weiß nur, daß wir nichts wußten und Vorgekauftes wiederzukäuen hatten, wobei jener mit dem besten Gedächtnis obenaufschwang. Damit können wir aber Kinder kaum zur selbständigen Tat erziehen. Ich sehe auch Arbeiten über kirchliche Feste und Abhandlungen über besprochene Stoffe nicht mehr als Aufsätze an, an denen das Kind sprachlich wachsen kann. Hier geht es um andere Werte, die erhalten zu werden verdienen, aber mehr den Wissenschaftler als den »Dichter« ansprechen. In diesen Belangen spielt die persönliche Formung eine kleine Rolle. Schon der Mittelmäßige strauvelt, und der Schwache mag nur mit, wenn man ihm alle möglichen Krücken bietet. In solchen Fällen empfiehlt es sich, die Arbeit durch Gruppen lösen zu lassen.

Gruppenarbeit

Ich habe mit Gruppenarbeiten über geographische, geschichtliche oder hauptsächlich naturkundliche Themen ganz ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Drei oder vier Schüler sitzen in einer Bank zusammen, der Schreiber in der Mitte, und die andern helfen ihm, den Stoff zusammenzutragen.

Besonders gut geht es, wenn man Schüler ähnlicher Qualität zusammen setzt, und in der Regel bewähren sich auch die Nachzügler unerwartet gut. Im Verband schwinden die Hemmungen, der eine weiß dies, der andere das, und das gesamte Stückwissen langt noch zu einer recht guten, einheitlichen Leistung. Bei Gruppenarbeiten erlebte ich nur Enttäuschungen, wenn einer allein die Zügel an sich riß und die anderen bloß noch die unnützen Statisten zu markieren hatten. Diese Gefahr steigt mit den Intelligenzunterschieden im Arbeitsverband gewaltig.

Über die Formen des Aufsatzes gibt es keine Diskussionen, wenn man sich stets des Sinnes des Aufsatzes erinnert. Der Aufsatzunterricht hat zur schriftlichen Sprache zu erziehen. Er soll den Schüler fähig werden lassen, was er mündlich auszusprechen weiß, auch ebensogut schriftlich tun zu können. Der Aufsatz baut also auf dem vorhandenen Wissen auf. Es ist nicht Sache des Aufsatzunterrichtes, Wissenslücken auszufüllen; das müssen andere Fächer besorgen, sondern er hat die »schriftliche Zunge« zu lösen. Damit ist auch das Stoffgebiet des Aufsatzes umschrieben. Was zum Reden drängt, mag Gegenstand des Aufsatzunterrichtes sein, was für den Mund tot ist, wird auch der Aufsatz nicht lebend machen können. Ich glaube, wir haben in der Volksschule unsere Aufgabe voll und ganz erfüllt, wenn wir das Kind dazu bringen, von seinem inneren Erleben schriftlich zu berichten. Daß wir dabei auch an die Form dieses Berichtes zu denken haben, liegt auf der Hand.

In methodischer Beziehung stehen sich in bezug auf den Aufsatzunterricht zwei Lager gegenüber.

Zuerst sündigen, dann helfen?

Vertreter des einen lassen den Schüler schreiben, nehmen die Arbeit entgegen und suchen sodann korrigierend zur Höchst-

form zu kommen. Auch ich gehörte einmal zu diesen. Ein gutes AufsatztHEMA sollte eigentlich keiner Einführung bedürfen. Der Lehrer spürt, daß irgendeine Bereitschaft besteht, oder sucht sie auszulösen, und nun mag geschrieben werden! Nachher werden die Arbeiten eingesammelt, und die Korrektur kann beginnen. Meistens wird diese Arbeit daheim besorgt. Schon nach einigen Heften häufen sich die Fehler, der Dampfkessel kommt unter Druck und wird am andern Morgen entladen. Was folgt, nennt man dann Korrektur des Fehlerhaften! Hähne im Korb sind die Guten, ihre Arbeiten werden vorgelesen, sie plustern sich im Rampenlicht und vergnügen sich am Donnerwetter, das sich über die Schwachen ergießt. Diesen ist so viel zu sagen, daß sie vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen und beim nächsten Versuch mindestens wiederum so viele Fehler machen. Die korrigierten Aufsätze aber kommen in ein Reinheft, das so herrlich aufgemacht wird, daß es bei der Niederschrift wiederum nach Gewittern riecht. Ist's unter diesen Umständen ein Wunder, wenn sich fast alle Schüler vor Aufsätzen fürchten? Dieser Sisyphusarbeit bin ich nicht mehr gewachsen.

Gesprochene Aufsätze!

Wir gehen darum einen andern Weg, der sich eigentlich als logische Konsequenz aus allen vorstehenden Ausführungen von selber ergibt: Wir sprechen die Aufsätze. Ich erhalte eine neue 5. Klasse. Umgebung und in erster Linie der Lehrer sind den Schülern noch zu wenig bekannt, um sie innerlich frei werden zu lassen. Nun mag jedes über den heutigen Morgen berichten. Sind Hemmungen vorhanden, darf dies im Dialekt geschehen, sonst wird selbstverständlich der Schriftsprache der Vorzug gegeben.

Die Aufsätze: »Heute morgen« oder »Auf dem Schulweg« lassen sich immer wieder machen; denn sie verfärben ihr Gesicht mit

jedem neuen Tag. Besonders der zweite ist für den Anfang ausgezeichnet geeignet. Wir haben es in erster Linie mit einer Aufgabe zu tun, die zu einer genauen Bezeichnung der Örtlichkeiten zwingt und sodann eine klare Zeitfolge verlangt! Noch wertvoller aber ist, daß die verschiedenen Aufsätze ineinander hineingreifen. Hans hat die Marie und den Sepp getroffen, darum müssen auch Marie und Sepp von der Begegnung erzählen. Es ist darum wichtig, daß alle darankommen, damit sich alle Möglichkeiten erschöpfen. Es ist aber auch notwendig, daß keiner beiseite gestellt wird; denn wie kann man mit Übergehen dem Schwachen helfen, wie ihn vor Hemmungen bewahren?

Wenn eine Arbeit die Zuhörer den Schulweg ebenfalls miterleben läßt und keine Lücken enthält, dann ist sie gut. Dieses Aufspüren von Fehlern und Auslassungen überlassen wir der ganzen Klasse. Wenn etwas nicht verstanden wird, darf sofort darnach gefragt werden, wenn Widersprüche bestehen, wird man darauf aufmerksam machen, wenn Lücken vorhanden sind, sucht man sie aufzudecken. Nur wer schon mit einer lebhaften Abteilung solche Arbeiten erstellen ließ, weiß, wie da alles mitmacht und wie es oft gewaltsam die zu lebhaft fließenden kritischen Brünnlein abstellen heißt. Das Thema ist für alle einheitlich, doch können nicht zwei gleiche Aufsätze entstehen, aber aus jedem kann etwas geholt werden. Darum mache ich bei diesen Übungen stets die Erfahrung, daß die Ersten vorerst zaghaft beginnen, die andern schon tapferer werden und die Qualität der Erzählungen bis zum Schlusse fühlbar steigt. Langsam besser werden, ist der Sinn dieser Übungen. Ich kenne nichts, das diesen kurzen, gesprochenen Aufsätzen mit der gleichen Wirkung an die Seite gestellt werden könnte. Sicher lassen sich damit die Erfolge bei der Korrektur des Fehlerhaften nicht vergleichen. Darüber hinaus zeigt sich bei dieser Arbeitsweise noch etwas sehr Positives: Korrekturen an

mündlichen Arbeiten verletzen weit weniger, als solche an schriftlichen Entwürfen. Schriftliche Entwürfe werden vom Kinde als etwas Eigenes, Persönliches gewertet, an dem nur unter Verletzung einer bestimmten Eigenwürde gerüttelt werden darf. Auch bei den viel harmloseren mündlichen Berichten gilt es, die Achtung vor dem Produkte des Kindes zu wahren. Es wird doch kaum einen Schüler geben, der nicht das Beste leisten möchte, und sich durch Mißachtung dieser Tatsachen nicht sehr verwundet fühlt. Daher bringe ich auch die sprachlichen Korrekturen so unauffällig als möglich an. Es genügt ja in der Regel, wenn man die unrichtige Form berichtigt und den verbesserten Satz wiederholen läßt. Dies stört den Fluß der Erzählung und das Selbstbewußtsein am wenigsten. Hört das Kind viele Aufsätze sprechen, wird es auch mit oder sogar ohne Anleitung zu einigen stilistischen Grundregeln gelangen. In erster Linie werden die: dann-dann abgestellt. Wortwiederholungen werden aufgestöbert und als Fehler gebrandmarkt und dazu »billige« Ausdrücke (wie: ging, machte, tat und oft auch sagte) als »Todsünden« ausgerottet. Dazu suchen wir uns vor gleichen Satzanfängen zu hüten. Ich glaube, daß diese Regeln für die Volksschulstufe durchaus genügen.

Beispiele für eine fünfte Klasse

Wenn ich eine neue Klasse erhalte, es handelt sich jeweilen um eine fünfte, die ich anzutreten habe und hierauf auch als sechste behalten darf, dann ergeht sich mein Aufsatzunterricht in den ersten zwei bis drei Monaten ausschließlich in solchen Übungen. Es kann über: Heute morgen zu Hause, über den Schulweg, den Gang zur Kirche, von der Pause und allen möglichen Ereignissen berichtet werden, die alle angehen und Stoff für jeden bieten. Nachher halten wir uns an die bekannten Erlebnisthemen aller Schulen: Ich helfe

kochen — Die Milch siedet über — Schuhe putzen — Ich helfe wischen usw. Dann leite ich, wenn ich die ersten Schwierigkeiten überwunden weiß, zu schriftlichen Arbeiten über. Weil nun die Entwürfe schon gemacht wurden, wage ich sofort die definitive Niederschrift mit Tinte. Ich tue dies, weil ich von meinen eigenen Kindern her weiß, daß die Aufsätze nicht ungern gemacht würden, wenn man sie nicht wieder zweimal zu schreiben hätte. Dabei fällt mir immer auf, daß sich die Schreibenden weit sklavischer, als wir Erwachsenen dies für möglich halten, an den gesprochenen Aufsatz anlehnen und die verschiedenen Hinweise recht gut verarbeiten. Dabei fällt mir aber auch auf, daß man in der Regel wenig Verstöße gegen das findet, was gehört werden kann, es versagt diese Methode aber in bezug auf die Rechtschreibung. Über den logischen Aufbau kann man sprechen, Endungen lassen sich hören, grobe Fehler gegen die Stilistik ausmerzen, aber wie Wörter geschrieben werden, muß man wissen. Hier kann mit kleinen mündlichen Aufsätzen geholfen werden. Ist in dieser Beziehung auf der Unterstufe gute Vorarbeit geleistet worden, dann sind auch hier die Schwierigkeiten nicht besonders groß, und sonst sind sie, mag man vorgehen wie man will, nie erfreulich. Anfänglich suchte ich den orthographischen Fehlern beizukommen, indem ich den Schülern erlaubte, mich bei der Niederschrift zu fragen. Damit dies aber weniger störe, mußte das Wort, in seiner vermuteten Form auf Papier geschrieben, gezeigt werden.

Es schien mir dies eine gute Hilfe zu sein, doch wurden dadurch die andern Schüler derart abgelenkt, daß das Plus der einen Seite durch das Negative der andern mehr als aufgewogen wurde. Wenigstens nahm die Gesamtsumme der Fehler deutlich ab, als ich die Kinder in aller Ruhe allein arbeiten ließ. Dagegen läßt sich die Zahl der Fehler stark beeinflussen, wenn

vor jeder Niederschrift die Wörter, die Schwierigkeiten bieten könnten, an der Tafel vorgemerkt werden. Dies mag schon während des Erzählens geschehen oder nachher auf die Fragen der Kinder erfolgen.

Die Frage der Schreibschrift

Beim Übergang zur sofortigen Niederschrift zu Beginn der fünften Klasse bietet auch die Schreibschrift große Hindernisse. Bis jetzt wurde in der Regel in ein vierliniges System geschrieben, aber in dieser Zwangsjacke läßt sich's nicht weiter arbeiten. Auf vier Linien sehen, den Inhalt beachten und dazu noch keine Fehler machen, dürfte für so kleine Leute des Guten sicher doch zu viel sein. Das Verzichten auf drei Hilfslinien mag im ersten Anhieb die Schrift etwas zerfallen lassen, ist aber nicht zu umgehen. Dabei kamen wir zu folgender interessanten Feststellung! Man kann sehr leicht die beiden Randlinien weglassen, doch bedeuten die zwei Mittellinien eine wertvolle Hilfe, *wobei die obere weit wichtiger ist*. Fast alle Buchstaben enden mit einem klaren Abstrich, der von den meisten Kindern ohne weiteres begrenzt werden kann, doch will es gar nicht gelingen, die oberen Rundungen der a, d, e, g, h, k, m, n, o, p, q, r, s, sch einzufangen. Nur ganz wenige sind imstande, die gleiche Höhe einzuhalten, die andern wünschen stets größer zu werden, in die Höhe zu steigen, wogegen sich einige an immer kleiner werdenden Buchstaben freuen. Es wurde alles sofort bedeutend besser, als wir uns ausschließlich an die obere Linie zu halten begannen. Es ist ganz klar, daß es widersinnig wäre, die Buchstaben aufzuhängen, statt sie auf die Linie zu stellen, aber zur Zeit des Überganges, ist die Sache lange nicht so verrückt, wie es scheint, und die Umstellung verbraucht später weder Kräfte noch Zeit. Da ist es mit den verschiedenen Schreibmätzchen, deren wir uns so gerne bedienen, ganz anders. Der eine fin-

det diese Formen am schönsten, und setzt sich mit seiner ganzen Wichtigkeit dafür ein, der Nachfolger merzt mit gleicher Energie aus, was sicherer Besitz ist, und die unerfreuliche Prozedur wiederholt sich von Übergang zu Übergang. Ich bin nirgends für Zentralismus, aber für ein klug-abgewogenes schweizerisches Richtalphabet wäre ich sofort zu haben. Es wird einfach nicht besser werden, bis bestimmte Grundformen nicht mehr von Jahr zu Jahr abgeändert werden dürfen. Innert der Grundformen ließe ich aber dem Kinde weit mehr Freiheit, als es bis jetzt geschah. Jeder Mensch kommt später zur eigenen Schrift, sie ist sogar ein Teil seiner Persönlichkeit und sollte schon in der Schule vorbereitet werden. Darum bringe ich für die vielen Bemühungen, eine einheitliche Schräglage zu erzwingen und die Buchstaben in eine uniformierte Zwangsjacke zu stecken, absolut kein Verständnis auf. Es wird dies auch kein einziger Mensch tun, der nachher die Zwangsjackenformen bei allen jenen, die keine Anlagen zur Uniformierung besitzen, in fabelhaft kurzer Zeit in ein trostloses Chaos verschwinden sieht.

Der Montag als Aufsatztage

Aus den bisherigen Ausführungen wird sich jeder leicht ein Bild machen können, wie sich meine Aufsatztunden abspielen. Wir beginnen jeden Montag. Das Thema wird an die Tafel geschrieben, der Beginnende mit der Nummer ausgelost und dann angefangen. Versuchsweise nannte ich auch schon am Samstag den Aufsatztitel, aber die Sache kam weniger fruchtbar heraus. Wohl beschäftigten sich die meisten mit der Aufgabe, viele bereiteten sie sogar schriftlich vor, doch lockerte dies das Interesse an dem, was die andern ausführten, und machte für gute Wendungen, die hätten gehört werden können, unempfänglich. In der Regel ließ ich jedes zirka eine Minute lang erzählen. In dieser Zeit läßt sich

ziemlich genau so viel sprechen, als auf eine Heftseite untergebracht werden kann! Die Klasse hört gespannt zu, fragt, wenn sie etwas nicht versteht, berichtigt, wenn Verstöße vorkommen, und verbessert, wenn etwas treffender ausgedrückt werden könnte. Selbstverständlich benimmt sich in dieser Stunde nicht jede Abteilung gleich aktiv. Oft hat man seine liebe Not, um die kritischen Einwände zu beschneiden, hier und da wird man auch wochen-, sogar monatelang zuwarten müssen, bis die Kinder erfassen, was der Lehrer will. Aber es kam immer, und es kam immer so, daß man den guten Einfluß der verschiedenen Beispiele nachher im Aufsatz spürte.

Nachmittags lasse ich sodann das Erzählte ins Heft eintragen. Ich dränge dabei sofort auf den fertigen Aufsatz, einmal um Zeit zu ersparen und sodann aus der Erfahrung heraus, daß beim Abschreiben oft nicht weniger Fehler als bei den Entwürfen gemacht werden. Daß die Sache geht, mögen nachfolgend einige Beispiele belegen, die verschiedenen Aufsatzheften entnommen, in der ursprünglichen Fassung klischiert wurden. Diese Arbeitsweise erzieht zur größten Selbstbeherrschung. Bleistiftgekritzel kann man immer wieder auswischen; was aber mit Tinte aufs Papier kam, bleibt unverändert bestehen und läßt sich auch nicht mehr berichtigen. Streichungen werden nicht geduldet, und der Gummi ruiniert höchstens. Hätte mir früher ein Lehrer über ähnliche Versuche mit Fünft- und Sechstklässlern berichtet, ich hätte nicht an Erfolge geglaubt. Jetzt sehe ich alles durch die Tatsachen bewiesen. Der Schüler ist freudig dabei, er weiß sich der Sache gewachsen und braucht keine Zeit, um den Anfang zu finden. Er macht aber auch freudig mit, weil er alles nur ein einziges Mal zu schreiben braucht. Wenn doch alle fühlten, was mit dem ewigen Wiederkäuen zerstört werden muß, dann würde weit mehr auf eine vernünftige Abwechslung gehalten! In unserem Falle bedeutet

es keine besonders große Leistung, im Jahre auf 40 eingeschriebene Aufsätze zu kommen. Was das aber an Anregungen zu bedeuten hat, vermag nur der zu ermessen, der weiter rechnet: 40 Aufsätze im Jahre von 40 Kindern erstellt, also vierzigmal vierzigmal erzählt, gibt 1600 Beispiele, die nicht ohne Auswirkungen bleiben können. Was bedeuten dagegen 12, wenn's gut geht 20 Aufsätze, die ohne Ausstrahlung bleiben: 12, wenn's gut geht 20 Aufsätze, jeder für sich allein entstanden, und jeder mit größtem Widerwillen geboren, weil bis zur Geburt mehrmals angesetzt werden mußte! Darum sind die Aufsatztunden derart verhaßt, sie gehen dem Lehrer auf die Nerven und dem Schüler ans Selbstbewußtsein.

Die letzte Nachmittagsstunde eignet sich in der Regel nicht in besonderer Weise für anspruchsvolle schriftliche Arbeiten, mir paßt sie aber ausgezeichnet, weil noch über die Schlußminute hinaus weiter eingetragen werden kann. Ich verlange von Fünftklässlern jeweils 150, von den Sechstklässlern 200 Wörter. Soviel muß jeder haben, und weiter braucht nicht dageblieben zu werden. Mit dem Auftrag: unbedingt fertig zu machen, schränkt man das gemütliche Erzählen fast unnatürlich ein oder erzieht zu einer derart spartanischen Kürze, daß es wirklich nur noch um das rohe Gebäude geht, das bei einigen Schläulingen, die rasch entlassen werden möchten, kaum noch aus einigen Sparren, als den Hauptträgern, besteht.

Wie ich korrigiere?

Die Nachmittagsschulstunde gefällt mir aber auch, weil ich sodann sofort mit Korrigieren beginnen kann. Ich habe nach allen Anleitungen, die ich in der Literatur vertreten fand, korrigiert, Stöße von Heften heimgeschleppt, das eine Mal so und das zweite Mal die Fehler anders bezeichnet, sie unterstrichen, auf jede mögliche Weise am Rande vorgemerkt und nachher

die Arbeiten mit der Klasse besprochen. Ich denke noch mit Schrecken an die vielen ungemütlichen Stunden für mich, die Meinen und die Kinder zurück. Und was schaute heraus? Ärger für beide Teile und sehr, sehr magere Erfolge, die in keiner Weise der aufgebrachten Arbeit und Nervenkraft entsprachen. Und jetzt korrigiere ich stets Aug in Auge. Wer von den Mädchen fertig ist, kommt hervor, bringt mir die Arbeit, und wir durchgehen sie miteinander. Ist etwas unklar, dann kann man sich die Stelle vorlesen lassen; mangelt etwas, wird es eingesetzt, und hat es Fehler, kann man sie noch frisch besprechen. Und erfährt man gar, warum das Wort ausgerechnet so und nicht anders geschrieben wurde, und daß der Schüler noch recht logisch vorging, bricht mancher Ärger im Entstehen in sich zusammen. Nur ein Beispiel unter vielen. Schreibt da ein Knabe Geschäft mit zwei f, also Geschäft! Ich streiche an, und der Schüler reklamiert; Geschäft muß doch zwei f haben, es kommt ja von schaffen. Ich denke dabei an alle, die für eine Vereinfachung der Rechtschreibung kämpfen und freue mich des Fehlers! So kann's zuletzt noch ganz gemütlich werden, und es ist durchaus möglich, daß man diese Art der Korrekturen lieb bekommt. Die Knaben nehme ich daran, wenn die Mädchen in der Arbeitsschule sind. Es steht uns dann genügend Zeit zur Verfügung, und die interessante Arbeit läßt sich ohne Hast leichter erledigen.

Dann auch *fort mit der roten Tinte!* Zwei oder drei Fehler auf einer Seite etwas auffällig angestrichen, verwandeln alles in ein richtiges Blutbad. Damit ist die Seite zerstört und das ganze Heft verunstaltet. Ich besitze jetzt noch in meiner Raritätensammlung gerötete Ausschnitte aus Heften unserer Seminarklasse, die kaum von Selbstbeherrschung zeugen. Ich habe mich mit dieser Sammlung gegen viel Unvernunft gerächt. Eine andere Klasse besorgte dies mit einer großen Flasche ro-

ter Tinte, die man als zweideutiges Geschenk verabreichte. Man merkte nichts!

Jetzt empfehle ich für die Korrekturen einen diskreten blauen Kugelschreiber. Man juckt dann auch nicht nervös auf, wenn einmal ein Löschblatt fehlt, und wird mit vorsichtigen Berichtigungen dem guten Willen des Schülers am ehesten gerecht.

Das Rechtschreibproblem

Man mag sich nun darüber streiten, was zu machen ist, wenn Fehler gegen die Orthographie vorkommen. Nachdem wir sie zusammen richtig gestellt haben, wird dies dem guten Schüler in den meisten Fällen genügen, und bei den Schwachen wird man sich nur auf die bösesten Verstöße konzentrieren. Hier kann Abschreibenlassen helfen, noch mehr aber dienten mir einige Knittelverse, die ich auswendig lernen ließ. Für ihre Brauchbarkeit spricht die Tatsache, daß mich schon hie und da ehemalige Schüler, denen sie aus dem Gedächtnis entfallen waren, wiederum darum batzen.

Der Ball, der Stift, der Koffer, Sand,
der Tunnel, Kies, Ort und Verstand!

*

Die Fahne, Bank, die Ecke, Butter,
die Ferse, Eins, Null und die Mutter.

*

Das Pult, Lineal und das Spital,
sie bleiben sächlich überall.

*

Schere, holen, wir und schon,
laufen ungedehnt davon.

*

Stühle, Höhle, Mehl und Uhr,
schreib mit einem Dehn-h nur!

*

Bei Vater, Vogel, ver, voll und viel,
da kommst mit einem v zum Ziel.

Bei: fertig, Sofa, Elfenbein,
da lasse stets ein lang f sein!

Löffel, Teller, Zimmer, Kammer,
Lippe, Fässer, Sommer, Jammer,
Pfarrer, Appetit und Mutter,
haben verdoppelndes Buchstabenfutter.

*

Ohne tz schreib: spazieren,
reizen, Schweiz und fabrizieren.
Ohne ck: erschrak, Fabrik,
Lokomotive, Schokolade, Musik!

*

Krebs und Erbse, Herbst, Obst und Abt,
haben stets ein b gehabt.

*

Bei Kaiser, Mais, Mai, Waise, Rain,
da lasse nur ein ai sein.

*

Für die Wörter: Stadt, städtisch, wandte,
man ein d und t versandte.

*

Mit weichem d geht auf die Jagd,
eilends das Geld, todmüde die Magd.

*

Maschine, Tiger, Lineal und Ring,
Lawine, Augenlid und fing,
mit und gibt, mir, dir, Kamin,
schreibt man ohne ie hin.

*

Nach gestern schreibe abend klein,
und klein wird heute morgen sein.

*

Vorwärts, rückwärts, aufwärts, stets,
es mit einem ts geht's.

*

Ein starkes t, wie bei Student,
das schreibe bei der Vorsilb' ent,
dazu in Totschlag, Welt und Brot,
seit gestern, unentgeltlich, tot.

*

Schreib groß das Tunwort, scheint's auch
dumm,
nach vom und mit, beim, dem und zum.

*

Was schließt mit ung, tät, heit und keit,
das schreibt man groß in Ewigkeit.

*

Die Tätigkeitswörter ieren,
heißt's mit ie schmieren.

Tod der Phrase!

Gesprochene Aufsätze bedeuten auch den Tod der Phrase. Ein Kind kann gar nicht unnatürlich erzählen — es kann auch nicht unnatürlich schreiben, es läßt sich aber sehr leicht durch schriftliche Beispiele irreleiten. Ihm ist ja noch alles Gedruckte heilig. Würde immer und überall zur Wahrheit gestanden, gäbe es weder Krieg noch Schwierigkeiten! Darum muß es für uns eine Herzenssache sein, den Schüler hauptsächlich in seinen schriftlichen Arbeiten wenigstens zur subjektiven Wahrheit anzuhalten. Ich stehe daher vielen Stilübungen sehr skeptisch gegenüber. Mit dem reicher werdenden Wortschatz wird das Kind seine Sprache ohne weiteres blumiger gestalten, ohne daß es hiefür einer besonderen Hilfe bedarf. Ich war mehr als einmal sehr erstaunt, wie Schüler aus dem reichen Innenleben heraus Aussagen außerordentlich prägnant zu formen verstanden. In den beigefügten Beispielen wird sicher manches versteckte Rosinchen aufzufinden sein. Weil wir aber unter vielen Phrasen leben und wohl auch hie und da des Wortspiels wegen Phrasen dreschen, haben wir weitgehend den Blick für einen natürlichen Stil — mir schwebt für Schüler als nachahmenswertes Ideal der Stil Ulrich Bräckers vor — verloren. Bekam ich da vor einigen Jahren eine gutvorgebildete talentierte Schülerin in meine Klasse. Wenn etwas gelernt werden mußte, fehlte kaum ein Wort, aber mit unserem »erzählenden Aufsatzunterricht« wußte sie rein nichts anzufangen. Während meine Zöglinge sprudelnd berichteten, blieb sie stets stumm sitzen und war anfänglich mit keinem Mittel zum Reden zu bringen. Aber beim Schreiben brachen alle Hemmungen zusammen, es floß nur so aus der Feder heraus und wollte im ersten Augenblicke auch mir gefallen. Hier ein Beispiel:

Montag, den 20. Juni.

Wenn die Goßauer Kinder ausfliegen, so fährt durch die Schweiz ein singender, jauchzender

Eisenbahnzug. Schon in der ersten Morgenfrühe des 20. Juni marschierten wir Kinder der 6. Klasse zum Bahnhof. Das Schulhaus ging uns heute nichts an. Bald kam der Zug dahergefahren und hatte die farbenfrohe Kinderschar verschluckt, ohne Bauchweh zu bekommen. An unserm Wagen stand die Inschrift »Kath. Primarschule Goßau«. Nachher ratterte der Zug wieder weiter. Wir winkten unserm Dorf ade für einen Tag. In Flawil und Wil hielt der Zug wieder an. Die Maggifabrik sahen wir auch noch. Ich hätte am liebsten gerufen: »Hurra, hurra Maggisuppe.« In Zürich mußten wir umsteigen. Wir liefen in Zweierkolonne. Alle Leute staunten über die frohe Kinderschar. Der andere Zug stand schon bereit. Wir konnten einsteigen. Unser graues elektrisches Stahlroß elte dem Zugerländchen zu. »Ah, der Zugersee«, rief ein Kind. Alle sprangen ans Fenster. Ach, wenn nur der Zugersee in Goßau wäre, Hei, wäre das fein. Der winkende Eisenbahnzug raste wieder weiter. Wir winkten vielen Leuten. Mit unserem Gesang weckten wir die letzten Schläf'mützen. Ein Tunnel, und wir waren in dem schönen Bahnhof in Luzern. Der Eisenbahnwagen mußte ohne die singenden Goßauer Kinder fortfahren.

Ich habe diesen Aufsatz verschiedenen vorgelegt, und alle haben ihn schön, teilweise sehr schön gefunden. Für eine 6. Klasse habe man es hier mit einer Musterleistung zu tun. Ich bin anderer Ansicht. Könnte eine solche Arbeit nicht ohne jedes Erlebnis entstehen? Sind wir überhaupt etwas inne geworden, das uns interessiert? Brauchte der Aufsatz des auffälligen Wortgeklingels wegen geschrieben zu werden? Schon der Anfang entspricht in keiner Weise den Tatsachen. Es mag Goßauer Kinder geben, die bei der Abreise singen, meine Klasse aber hat es am 20. Juni unterlassen. Das war nicht Singen. Das Schulhaus ging uns heute nichts an, und dabei wurde auf dem Schulhaus die Fahne hochgezogen, zum Zeichen, daß gereist werde. Schon hatte der daherafahrende Zug die farbenfrohe Kinderschar verschluckt, ohne Bauchweh zu bekommen, entdeckt man am Wagen die Inschrift! Nachher rattert der Zug wieder weiter. Von all dem Schönen, das uns an jenem herrlichen Morgen entgegenleuchtete, bekommt man nicht viel mehr als etwas von Maggi zu spüren. Selbstver-

ständlich haben wir die Fabrik auch gesehen, aber kaum in erster Linie an die Suppe gedacht. In Zürich stiegen wir um und mußten auf den Luzernerzug pressieren. Wir hatten Mühe, die lebhafte Schar beisammen zu behalten, und an Ordnung dachte im hastenden Betrieb der Bahnhofhalle bestimmt kein Mensch. »Aha, der Zugersee«, rief ein Kind. Derweilen waren wir am Zürichsee vorbeigefahren, der Schülern weit mehr bietet als der Zugersee, dessen stille Schönheit erst die Ältern zu schätzen verstehen.

Wenn nur der Zugersee bei Goßau wäre! Welch naiver Wunsch, wohl nur ausgesprochen, um eine Aufsatzzlinie zu bekommen! Mit unserem Gesange weckten wir die letzten Schlafmützen! Auch hier nur Phrase. Unsere Schüler waren des Lärmens müde und kaum zum Singen aufgelegt, und wäre selbst gelärmt worden, hätte das Gerassel des Zuges uns alle derart übertönt, daß die ans Bahngeräusch gewöhnten Schlafmützen kaum aufgeweckt worden wären.

Solchen Aufsätzen gilt unser Kampf! Die Berichte der Schüler haben in erster Linie klar, chronologisch richtig aufgebaut zu sein und dürfen nichts enthalten, das die innere Wahrheit stört.

Erlebnisaufsätze

Um hiezu zu erziehen, gibt es nicht Beseres als wirkliche Erlebnisse, von denen wir vorerst erzählen und die wir nachher

Ich bedaure sehr, daß die klischierten Aufsätze nicht so gelangen, wie ich sie wünschte; denn in der verkleinerten Reproduktion sind die 17 Heftlinien leider ausgefallen. Die Originale entstammen Heften meiner letzten Fünftklässler. Die Aufsätze wurden ohne Entwurf, so wie sie jetzt vorliegen, eingetragen und die Kleinbuchstaben an den vorhandenen Linien aufgehängt. Der kritische Beobachter wird unter der Lupe erkennen können, daß sich die Rundungen der Kleinbuchstaben genau an die sich oben befindliche Linie anschmiegen. Die Enden der Abstriche haben sich ohne Mühe und ohne Linie verblüffend gut eingestellt.

niederschreiben lassen. Arbeiten über ein gemeinsames Thema regen besonders an. Hiefür seien einige Beispiele geboten.

Wie ich einmal wütend wurde.

An einem Sonnagnachmittag, vor dem Spazieren sagte die Mutter zu mir: »Kämme dich und Beatrice, sonst mußt du allein daheim bleiben.« Ich befahl meiner Schwester: »Mache deine

Zopfe auf und kämme die langen Haare aus.« Sie tat aber nicht dergleichen und las im Buch weiter. Ich wurde wütend und baute sie an; Jetzt komm einmal, sonst kannst du daheim bleiben.« Plötzlich schaute sie auf und fragte mich: »Was hast du gesagt?« Jetzt fing ich an zu schimpfen und lärmte: »Der Herr Pfarrer predigt nicht dreimal das Gleiche.« Die Mutter rief: »Wenn du noch einmal so schimpfst, kannst du ohne Nachessen ins Bett.« Beatrice rannte hinaus, um im Zimmerli die Bürste und den Kamm zu holen. Bald kam sie mit diesen wieder zurück und fing an ^{ihre} Knöpfe auszukommen. Nachher fing ich ihr den ersten Zopf an zu zopfen. Bei mir mach-

te ich das Gleiche und bald kam der zweite Zopf an die Reihe. Beatrice kämme die anderen Haare auch noch aus und bald waren wir fertig.

Z. F.

Versuchung.

Letzten Montag hatten wir schulfrei, denn es war Klausmarkt. Etwa um halb zwei Uhr befahl die Mutter: »Jetzt mußt du Botengänge machen!« Ich wollte lieber ins Dorf hinunter. Die Mutter aber sprach: »Ich richte noch schnell die Zettelchen und das Geld, daß du gehen kannst.« Sie schritt in die Stube, nahm eine Hunderternote heraus und steckte sie in das Portemonnaie. Sie überreichte mir den Geldbeutel und sprach: »Jetzt mußt du in die Bäckerei Leu und 15 Bürli kaufen.« Ich zog die Tasche vom Haken und rannte in den Laden. Es hatte schon keine Bürli mehr, und ich eilte wieder heim. Daheim frug die Mutter nach ihnen. Da befahl sie: »Jetzt mußt du in eine andere Bäckerei.« Nun

lief ich zu Herrn Künzli. Auch hier hatte es keine Bürli. Ich trottete

wieder heim. Das verleidete mir und ich bittete der Mutter; Bekomme ich jetzt das Geld für den Jahrmarkt? Sie antwortete; ja, ja! Ich bekam zwei Franken. Meiner Schwester legte sie auch einen zweifrankler in die Hand. Ich dankte der Mutter, zog den Kittel an und trottete mit der Schwester auf den Budenplatz. Die Autobahn war von lachenden Kindern eingesäumt. Ich stellte mich mit der Schwester Marlen auch in die Reihe und schaute zu, wie die kleinen Autos zusammen schlossen. Ich dachte: „Das wäre doch schön auch einmal in ein Auto zu steigen, abfahren und mit Fleiss in ein anderes Auto hineinschiessen. Aber dachte ich weiter »aus diesem Geld kann man wieder zwei S.J.W.-Heftchen kaufen.« Ich lief wieder von der Autobahn weg, gegen das Restaurant National.

A. E.

Wie ich einmal Angst hatte.

Meine Schwester und ich waren in Burgau in den Ferien. Annemarie war 9 ich 4½ Jahre alt. Damals fürchtete ich mich immer über die Brücke, die beim Eisenhammer über die Glatt führt, zu gehen. Einmal durfte ich mit meiner Cousine und Annemarie zu einer Frau über der Glatt. Es war Sommer und und der Fluss brachte nicht so viel Wasser. Ohne Hemmungen schritt ich auf die Brücke beim Wasserfall. In der Mitte sprach meine Cousine: „So jetzt kann man dich hinab werfen.“ Ich bekam Angst und wollte

fort. Sie aber hielten mich. Da schrie ich: »Laß mich los, laß mich einmal los, sonst sage ich es der Tante.« Sie aber lachten nur und ich wurde an beiden Händen gehalten und landete über dem Geländer. Unter mir alles Wasser. Die Angst war so groß, daß ich Schweiß erhielt. Wie ich wieder auf festem Boden stand, zitterte ich.

P. Z.

Ich wurde bestraft.

Die Mutter und ich waren in der Stube. Die Mutter nähte, und ich las in einem Heftlein. Es war schon bald 6 Uhr, als die Mutter zu mir sagte: »Du kannst in der Küche noch tischen und schauen, ob es im Herdloch immer brenne.« Ich folgte der Mutter sofort und lief in die Küche. Das Feuern gefiel mir gar nicht übel. Aber, oha! Im Herdloch brannte es noch ganz gut. Gerne hätte ich ein bißchen gezüselzt, aber ich wollte meine Sache recht machen. Nun nahm ich den Stuhl vom Tische weg, zog die Schublade heraus und legte die Löffel und die Messer an ihren Platz. Nachher hob ich

die Beckeli vom Gestell herunter, und stellte auch sie an ihren Platz. Aber als ich zum Beckeli der Mutter kam, und es wegnehmen wollte, glitt es mir aus den Händen und fiel auf den Boden. Ich sah nur noch einige endende Scherben am Boden, und dachte: „Jetzt kommt dann sicher die Mutter und schwingt mich durch.“ Und wirklich, so war es. Die Mutter trat in die Küche und baute mich mit Recht an: „Wie ist das gegangen?“ Als ich das Beckeli vom Gestell nehmen wollte, glitt es mir aus, stotterte ich. Die Mutter gab mir eine Ohrfeige und sprach: „Den Rest besorgt der Vater am Abend.“ I. L.

Ich warte auf den Zug.

Das Billett nach Uzwil hatte ich schon gelöst. Nun lief ich auf den ersten Perron. Hier guckte ich auf die Bahnuhr. »Verflixt noch einmal, jetzt bin ich noch eine Viertelstunde zu früh«, dachte ich. Jetzt schaute ich mich ein bißchen um. Am Gebäude zu stand ein Automat. Hier blickte ich ins Innere. Da hatte es: Schokolädchen, Bonbons, Bärendreck und sonst noch allerlei. Plötzlich lüsterte es mich nach einem solchen Täfelchen. Sofort fingerlte ich den Geldbeutel aus dem Hosensack und forschte nach, ob ich noch ein 20 Rappenstück

habe. Wirklich, es steckte noch eines im Portemonnaie. Freudig ließ ich den Zwanziger in den Schlitz fallen und zog am auserwählten Schublädchen. Wie ich das Schokolädchen in der Hand hielt, riß ich den Umschlag von ihm weg und biß mit Appetit hinein. Das schmeckte mir wieder einmal fein. Essend trippelte ich nun die Stiege hinab in die Unterführung, und ein Stück weiter hinten spazierte ich auf den zweiten Perron. Auf diesem entdeckte ich einen betrunkenen Mann mit einem Bahnarbeiter reden. Ich trat näher hin und lauschte ihnen zu. »Unbedingt muß ich heim, daß ich am Montag schaffen gehen kann«, murmelte der Betrunkene. »In einem solchen Zustande kann man euch nicht gehen lassen«, befahl der Angestellte. Der Mann wollte einfach einsteigen, aber der Bähnler ließ ihn nicht.

A. H.

Ich kann helfen.

Schon manchmal hatte der Vater gesagt: »Den Springbrunnen müssen wir bald einmal entleeren und das Laub hinein bringen. Am nächsten Samstag können wir diese Arbeit verrichten.« Da kam der Samstag, aber der Vater hatte keine Zeit. Am andern Samstag, um 11 Uhr, nach der Schule, sprang ich rasch heim. Ich zog meine Gärtnerstürze an und schllich in den Keller. Bei mir dachte ich: »Nun will ich dem Vater eine Überraschung machen. Wenn er heute mittag heimkommt, ist dann der Springbrunnen schon in Ordnung.« Jetzt steckte ich den Zapfen in das Ablaufloch der alten Badewanne in der Waschküche und ließ das Wasser in die Wanne hineinplätschern. Unterdessen suchte ich den Holzrost, der hinein gehört. Bald sah ich ihn. Nun wurde die Badewanne, die über den Winter als Fischweiher dient, bald voll von Wasser. Ich drehte den Hahnen wieder zu. Nun ging's ans Fangen der Goldfische im Springbrunnen. Sogleich holte ich im Zwischengang das Fischernetz. Auch trug ich ein langes Brett zum Springbrunnen. Dieses legte ich mitten über ihn. Mit einem Schöpfer schob ich die Steine weg, die sich rings um das Ablaufloch befanden und den Fischen als Schlupfwinkel dienten. Überall schwammen die Fische ganz aufgeregt herum.

F. S.

Ein Hauseierer kommt.

Ich stehe im Laden und weiß nicht, was ich arbeiten soll. Am liebsten würde ich ein wenig Ware einfüllen. Plötzlich läutet es. Ich drehe sofort den Kopf, aber niemand kommt zur Laden-türe herein. Jetzt kommt es mir in den Sinn: es hat halt an der Haustüre geläutet. Sofort springe ich in den Gang und öffne die Abschlußtüre. Ein kleiner, fester Mann steht vor mir. Bevor ich ihn recht mustern kann, redet er mich an: »Ist die

Mutter auch hier?« Ich schaue rückwärts, und schon tritt Großmama zur Stubentüre heraus. »Was habt Ihr feil«, redet die Großmama ihn an. Erst jetzt sehe ich, daß der verlotterte Koffer vor uns offen da liegt. Der in so dünne Kleider gehüllte Mann fängt an aufzuzählen, indem er auf den Koffer schaut: »Bürsten, Kämme, Rasierklingen und Stangen. Auch Zündhölzchen.« — »Verkaufen wir selber«, schneidet ihm Großmama die Rede ab. »Oder können Sie Schuhbändel brauchen«, fährt er weiter. — »Ja, Schuhbändel könnte ich brauchen.« — »Gern.« — »Braune.« — »Runde oder flache?« — »Lieber flache«, sagt Großmama. »Ich könnte eigentlich zwei Paar nehmen.« Der Mann sucht eine Weile darnach, bis er endlich die Gewünschten findet. »Und das kostet?« — »70 Rappen«, entgegnet der Mann. Großmama geht und sucht den Geldbeutel. Nach einer Weile kommt sie und reicht ihm das Geld.

M. B.

Der Zug kommt.

Nach längerem Warten, hörte ich aufeinmal ein Zischen und Pfeifen, und schon sah man den Zug dahер brausen. Flugs stürmte ich mich unter die Unterführung durch, und bei den Treppen hinauf, wo geschrieben steht: Wetzikon, Uster, Zürich. »Geht dieser nach Wetzikon«, rief ich dem Schaffner zu, der gemütlich neben dem Eisenbahnwagen die Zeit verweilte. »Nein, der fährt erst 10 Minuten später.« Also war ich umsonst auf den Perron gehetzt. Neben mir stiegen viele Leute in den Wagen ein und aus, so daß mir die ganze Aussicht versperrt war. Jetzt zog ich mich ein wenig abseits von den Leuten und sah zu, wie Bahnangestellte rangierten; denn ich hatte noch 10 Minuten lang zu warten, bis der nächste Zug ankam. Diese verließen aber sehr geschwind. Ein paar Minuten später erblickte ich den Zug im rasenden Tempo daher sausen, und schon meinte ich, er könne bei mir nicht mehr halten. Dennoch rumpelte er bei mir nicht vorbei. Die Türen spickten auf, und eine große Schlange Leute stieg aus. Bald konnte ich die Treppen hinauf in den Wagen hinein. Drinnen angekommen, suchte ich mir einen Fensterplatz aus. Nun sah ich einen, schnell setzte ich mich dort hin. Natürlich war's an diesem Platze schön.

K. G.

Wie ich einmal log.

Ich besuchte den Kindergarten. Margrit Widmer war noch bei uns. Eines Abends durfte ich für die Margrit auf die Post. Dort hatte ich ein Päcklein abzugeben und das Porto zu bezahlen. Dafür bekam ich zwei Franken. Freudig lief ich ins Postgebäude. Am Schalter standen noch ein paar Leute. Als ich an die Reihe kam, schob ich das Päckli

samt dem Zweifräckler zwischen den zwei offenen Türflügeln hinein. Der Postbeamte stellte es auf die Waage und klebte eine Marke, die er dann bestempelte auf die angeklebte Adresse. Jetzt reichte er mir ein paar Geldstücke und ich lief, sie in den Geldbeutel versorgend, hinaus. Nun versuchte mich der Teufel, und ich folgte ihm. »Du hast ja Geld, geh doch Gutzli kaufen«, blies er mir ein. Das kam vielleicht, weil ich bei der Bäckerei von Gerschwilers in das Schaufenster sah. Klopfenden Herzens lief ich weiter. Aber nicht gegen Zuhause, sondern Richtung Bäckerei Hirschen. Dort kaufte ich drei Zwanzigerstückli. Diese aß ich schnell, denn es war mir nicht geheuer. Daheim angelangt, fragte mich die Mutter: »Woher kommst du?« »Von der Post.« »Nein, das stimmt nicht.« Ich merkte, daß mir das Blut in den Kopf stieg. »Was hast du gegessen?« »Nichts.« »Mache den Mund auf.« Ich gehörchte.

K. B.

Ich habe Wasser ausgeleert.

Ich war im Kuhstall, der Vater auch. »Kannst in der Küche heißes Wasser holen und damit die Stalltür reinigen«, sprach er zu mir. Sofort eilte ich ins Freie, ergriff einen Kübel und rannte mit ihm in den Hausgang. Dort horchte ich, ob niemand in der Küche sei, denn Annemarie hatte mir einige Ohrfeigen versprochen. Leise schlich ich hinein. Beim Holzherd hatte es noch heißes Wasser. Sorgfältig hob ich das Wasserschiff aus dem Loch und goß Wasser in den Kübel. Nun lief ich in den Gang hinaus, als plötzlich jemand mir nacheilte. Ich wollte mich mit dem Kübel davon machen, glitt aber aus und leerte alles Wasser auf den Boden und über die Stiege hinunter. »Da bist aber du schuld«, schimpfte ich meine Schwester an. Sofort trottete ich wieder in die Küche, riß den Putzlumpen vom Herd und putzte damit das Wasser in den Kübel auf. »Mache es nur allein, hast es auch ausgeleert«, fuxte mich Annemarie. Bald war ich fertig und holte in der Küche abermals Wasser, gab aber diesmal mehr acht.

B. A.

Ich habe Wasser ausgeleert.

Eines Morgens mußte ich zu den Hühnern und Kaninchen, um sie zu füttern. In der Küche nahm ich einen Kessel voll Wasser und das »Pfännli« voll Milch und Brocken, das mir die Mutter gerichtet hatte, mit. Als ich die Stiege hinunter lief, mußte ich besonders aufpassen, daß ich nichts ausleerte, denn die Stiege war frisch geputzt, und der Kübel ganz voll Wasser. Plötzlich machte es »Gutsch«, und auf der sauberen Stiege schimmerte ein Güntlein Wasser. Weiter unten machte es »Glucks«, und wieder dasselbe, ein Flecklein Was-

ser auf der glänzenden Stiege. Nun kam ich zum zweitletzten Hindernis, zu der vorbildlich gereinigten Treppe, die Helene so sauber geriebelt hatte. Bei der Treppe war mir das Unglück hold, denn da zitterte und gützte ich am meisten. Doch bald hatte ich auch das letzte Hindernis, die Haustüre, hinter mir. Im Freien machte es mir nichts aus, ob ich ein Gütschlein mehr oder weniger habe. Ganz in Gedanken versunken lief ich nun zum Hühnerstall. Dort ist allemal noch ein schwieriger Punkt bis die Türe offen ist.

J. L.

Auf einer Entdeckungsreise.

Die Mutter bereitete in der Küche das Abendessen und meine Geschwister spielten in der Stube. Es wurde mir langweilig und ich schlich mich hinaus. Wohin wollte ich? »In den Estrich«, kam mir in den Sinn. »Gedacht, getan«, sagte ich zu mir und eilte die Treppen hinauf. Vor der Estrichfalle kniete ich nieder, um die Klappe besser heben zu können. Mit Kopf und Schulter preßte ich sie hinauf. Da merkte ich, daß es ordentlich kühl war. Diesem wollte ich schon abhelfen, und ich machte mich daran, das Gitter mit der Scheibe zu wechseln. Nun zündete ich das Licht an und schloß die Falltür. Jetzt fiel mir eine Nilfisk-Schachtel auf, »Diese wird zuerst untersucht«, dachte ich und machte mich an die Arbeit. Zuerst sah ich nur Stroh und Papier. Da, ich hatte deutlich etwas Hartes gefühlt und machte mich von neuem ans Neuseln. Endlich erwischte ich das Ding wieder und betrachtete es näher. In den Händen hielt ich ein rotes Schächtelchen und dachte über einen etwaigen Inhalt nach. Weil ich keine Lösung fand, öffnete ich es. Was fand ich da! Eine gelbe Scheibe für den Filmaufnahmegerät. Da diese nichts für mich war, steckte ich es in den Hosensack. Als ich mich überzeugt hatte, daß nichts mehr in der vorher beschauten Schachtel war, lief ich in eine Ecke, in der es nach meinem Dafürhalten eher etwas zu finden gab. Obenauf erblickte ich aus den vielen Trucken bestaubte Besteckschachteln, die die Mutter sicherlich zur Aussteuer hatte. Da ich darin nichts fand, lief ich zu einer alten Truhe, die mit zwei Kofferverschlüssen ausstaffiert ist. Diese öffnete ich und stellte den Deckel so weit nach hinten, als es das schräge Dach zuläßt. Unter alten Überziehern barg die Kiste auch noch ein Album. Schnell blätterte ich ein bißchen darin herum.

K. B.

Reizwortaufsätze

Außerordentlich interessant und anregend sind auch Aufsätze, die durch Reizworte ausgelöst werden. An der Tafel steht z. B. Gib acht! Es darf über etwas berich-

tet werden, wobei der Ruf: Gib acht, vorzukommen hat. Diese Aufsatzart bereitet den Kindern besonderes Vergnügen, und sie ergehen sich in den gewagtesten Kombinationen. Fast läßt sich dabei von einem Test sprechen, denn die Stoffquellen und die Wege der Phantasie offenbaren da noch anderes als sprachliche Fertigkeiten. Besonders lustig geht's hier beim Erzählen zu, und dies hauptsächlich dann, wenn die Lösung des Rätsels nicht ohne weiteres auf der Hand liegt und bis zum Schlusse auf sich warten läßt.

Pass auf!

Marlis und ich spielten vor dem Hause mit dem Ball. Nur nicht so scharf werfen, rief sie. Ja und du nicht immer so hoch, gab ich zurück und warf ihr den Ball mit Wucht. Natürlich vermochte sie ihn nicht zu halten und der Ball rollte der Strasse entlang. Marlis holte ihn und mit dem Ruf: „Diesmal kannst du den Ball holen“ schmiss sie den schwarzen Luffball über mich hinweg. Den hole ich nicht, rief ich und schon prallte er an das Haus fräulein Bossards, knapp neben das Stubenfenster und dann ins Blumenbeet.

Und schon öffnete sich das Fenster, und das Fräulein schaute heraus und rief: Paßt auf! Beinahe wäre die Scheibe zerschlagen und die Blumen, meine Löwenmäulchen. Geht doch an einen andern Ort! Meine Schwester entschuldigte sich. Ich fischte den Ball aus den Blumen.

»Komm, wir spielen auf dem Gallusschulhausplatz«, schlug ich vor. »Nein, nein, ich spiele nicht weiter, es ist langweilig.«

N. B.

Wird's bald.

Bum, bum, bum...! Erschrocken fuhr ich aus meinem tiefen Schlaf in die Höhe und blickte mich erstaunt um, wer hat hier geklopft? Unwillkürlich fiel mein Blick auf die Wand, und ich fing sofort an zu lachen: »O du«, meinte ich, »daß

ich mich durch dich, durch dich, einfältige Uhr, ins Bockshorn jagen ließ«, was ich dann noch brummte, verstand ich selber nicht mehr. Warum sollte ich auch noch viel sprechen, es war erst sechs Uhr, und eine halbe Stunde liegen, ohne zu schlafen, das kann mir auch nicht schaden, das ist sicher! Und so kam es, daß es plötzlich sieben Uhr war, ich nicht hörte, wie meine Mutter rief, ich solle aufstehen, und beinahe wieder eingeschlafen wäre. Plötzlich flog die Türe meines Zimmers auf, der Kopf meiner Mutter war zu sehen, und ein lautes: »Wird's bald! Oder muß ich dich an den Ohren aus dem Bett holen, du Faulpelz!« zu hören. Der Kopf war verschwunden, mein Blick haftete an der Uhr, und ich sprang aus dem Bett und rief: »Schon halb acht Uhr, jetzt muß ich aber eilen!« — Als ich endlich beim Kaffee saß, war es Viertel vor acht. Bald darauf stand ich auf der Straße und rannte, was ich konnte, in Richtung — Schule. Bald keuchte ich dort die Treppe hinauf, riß die Türe unseres Klassenzimmers auf und huschte an meinen Platz.

W. D.

Ich weiß es nicht.

Am Montag nach der Pause, als der Herr Lehrer ins Zimmer trat, rief er Richard Kern zu sich her. Er fragte: Bei welchen Läden hast du geläutet? « Wir wußten gar nicht, was es da vorn eigentlich gab. »Was geläutet? Ich habe nirgends geläutet, soviel ich mich erinnern kann.« — »So, so, nirgends?« Richard wurde nun zu Herrn Widrig hinuntergeschickt, um den Knaben zu holen, der ihn läuten gesehen hatte. Unterdessen mahnte uns der Herr Lehrer: »Macht das nie, es könnte ja jemand von der Arbeit weggerufen werden, und dann ist erst noch niemand vor der Türe.« Wir erkannten, daß das nicht recht war. Der Knabe erschien nun, und er wurde allerhand gefragt: »Wann hast du Richard läuten gesehen?« — »Am Freitag, um vier Uhr, nach dem Handfertigkeitskurs.« — »Wo?« — »An der Haldenstraße.« Nun wandte sich der Lehrer an Richard: »Was sagst du nun dazu?« — »Ich weiß es nicht«, kam es unsicher über seine Lippen. Das schien uns ein wenig lächerlich. Der Lehrer traute der Sache nicht mehr. »Sag doch ja oder nein, so weiß man's.« — »Ich kann mich nicht mehr erinnern.« — »Aber im Traum hast du sicher nicht geläutet.« Der andere Bub konnte jetzt wieder hinunter. »Einmal schellte ich, aber nicht am Freitag«, bekannte Richard weinend.

H. S.

Ist das mir?

Als ich einmal um vier Uhr nach der Schule heimkam, sah ich ein Stück Kuchen auf dem Küchenkasten. Ich lief in die Stube, zog Mantel, Kappe und Schuhe aus, rief der Mutter, bekam aber keine Antwort. Ich sagte so halblaut vor mich hin:

»Die Mutter ist sicher bei der Frau Ehrler, ich gehe einmal hinauf, um zu schauen.« Ich öffnete die Stubentüre und eilte die Treppe hinauf. Schon im Gang hörte ich die Mutter reden. Ich klopfe an die Türe. »Herein«, rief Frau Ehrler. Ich trat in die Stube und fragte: »Ist meine Mutter nicht hier?« — »Nein«, erwiderte Frau Ehrler. »Doch, doch, als ich im Gang draußen war, hörte ich die Mutter reden. Mutter, komme nur hervor.« Sie kam lachend und sputend aus dem hinteren Stübli heraus. Ich entgegnete: »Gelt, Mutter, diesmal hast du mich nicht erwischt.« — »Ja, wirklich, ich dachte, du gehest dann schon wieder hinunter.« — »Mutter, ist das Stück Kuchen mir; auf dem Küchenkasten ist es in ein Seidenpapier gewickelt?« — »Hast du das auch schon gesehen? Ja, darfst es essen. Frau Ehrler und ich müssen noch etwas besprechen miteinander.« Ich sprang die Treppen hinunter und in die Küche. Der Kuchen schmeckte mir gut.

G. K.

Ruhig!

Es wurde Theater gespielt, und zwar: »Die Kammerzofe des Robespierre.« Wir durften auch gehen. Wie war das ein Drücken und Stoßen! Endlich langten wir oben an. Die Schüler plauderten durcheinander, so daß es häßlich war zuzuhören. Wir fanden kaum mehr Platz. Darum setzten wir uns auf einen Tisch an der Wand. Der Herr Kaplan Sieber rief laut über alle hin: »Ruhig, ruhig!« Ein Weilchen wirkte es, aber leider nicht lange. Deshalb mußte er sich immerfort ärgern und anstrengen und rufen: »Ruhig!« Endlich, nach langem Warten, vielem Rufem und lautem Schwatzen, trennte sich der Vorhang. Oh, wie wurde es plötzlich wunderbar ruhig. Erst jetzt war es ein Vergnügen. Ein erstes, herrliches Spiel konnte man sehen. Jetzt hatte keiner mehr Zeit, Dummheiten zu treiben und zu schwatzen. Aber als die Pause eintrat, fingen sie wieder an zu lärmem. Der Herr Kaplan Sieber mußte seine Kehle von neuem anstrengen und »Ruhig!« rufen. Es nützte nicht mehr als vorher. Einmal scherzte er: »Ihr müßt ruhig sein, sonst wird es diesen vorn auf der Bühne schlecht.«

B. M.

Tagebuchaufsätze

Von hier aus bedeutet der Schritt zum Tagebuch nur eine kleine Stufe. Ich bedauere es sehr, daß man uns nicht seinerzeit von den großen Werten erzählte, die ein Tagebuch darstellt, und nichts tat, um uns daran zu gewöhnen. Mit einem Tagebuch werden sich die verschiedenen Dumm-

heiten bestimmt weniger häufig wiederholen. In der letzten 6. Klasse konzentrierte ich mich deshalb hauptsächlich auf Tagebucheintragungen. Auch hier mußte jeden Montag zuerst erzählt und erst dann eingetragen werden.

20. Mai 1951.

Ich kam aus der Kirche, es war fünf vor halb neun Uhr. Ich betrat die Stiege vor dem Haus. Ich blickte nach hinten, da sah ich das Amselmännchen wieder. Ich erkannte es sofort an dem gelben Schnabel und an der sehr dunklen Farbe der Federn. Das Weibchen hat auch ein schwarzes Kleid, aber der schöne Glanz fehlt ihm darin, den das Männchen besitzt. Es war eben auf der Nahrungs suche für seine Jungen; denn es hüpfte in der Wiese munter herum und pickte in die Erde hinein. Auf einmal kam ein kleines Würmlein mit, und es hing am Schnabel der muntern Amsel. Sie schüttelte es ein wenig, dann legte sie es wieder auf den Boden und fraß es auf. Nachher suchte sie wieder einen Wurm. Auf einmal pickte sie sehr fest in den Boden und zog und zog. Es waren schon etwa zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Zentimeter sichtbar, es wurde immer länger und länger. Plötzlich zappelte der ganze Wurm am Schnabel der Amsel. Sie legte ihn auf den Boden und pickte ihn ab, bis er nur noch etwa fünf Zentimeter lang war. Sie nahm ihn in den Schnabel und wollte zum Nest fliegen, aber in diesem Augenblick kam Viki torli und lief zur Kirche. Sie hüpfte hinter ein Gesträuch und wartete etwa zwei Minuten, bis er fort war. Dann brachte sie den Wurm den Jungen.

G. C.

9. Juni.

Die Mutter und ich standen beim Hühnerhof. Sie sprach zu mir: »Elmar, hole den Enten noch frisches Wasser.« Ich aber wollte nicht gehen und kroch in eine Heinze hinein. Dort machte ich ein Loch, damit ich hinaus schauen konnte. Ich guckte hinaus und sah Imelda vom Wäldchen herunter springen. Ich lärmte zum Loch hinaus: »Imelda, geh und hole Wasser für die Enten, ich muß jetzt noch auftischen!« Die Mutter hielt sie zurück und befahl: »Ich habe es zu ihm gesagt, und jetzt soll er gehen, oder ich mache ihm dann Beine.« Nun blieb für mich nichts anderes übrig, als selber zu gehen. Ich holte das Geschirr und schwang es in der Luft herum. An der Hausecke schlug es an den Kännel und zerflog in drei Stücke. Wir hatten im Kückengatter nochmals ein solches. Ich warf die Scherben in ihn hinein und nahm das ganze heraus und füllte es mit Wasser, stellte es zu den Enten hinein und tat, als ob nichts geschehen wäre.

Nun lief ich ins Haus hinein, um aufzutischen. Die Mutter fragte mich: »Was hat hinter dem Hause so geklirrt?« In demselben Augenblick kam Frau Hugentobler, um einen Salat zu holen. Ich war sehr froh. Die Mutter kam lange nicht mehr, und ich hörte, wie sie draußen schwatzte. Als sie wieder herein kam, sagte sie nichts mehr vom Klarren. Ich half ihr nachher noch, was ich nur konnte. Jetzt war ich nicht mehr zu faul, weil ich Angst hatte.

E. M.

15. Dezember 1951.

»Tut, tut, tut«, ertönte das Signalhorn des Vaters, und schon erscholl der laute, weitherumhörende Knall der 32 Patronen, welche wir vor einigen Minuten auf elf große Steine gelegt hatten. Der Vater, meine zwei Brüder, Hans und Rudolf, und ich liefen nun zu den Steinen hin, um zu schauen, wie es sie gespalten habe. Weit herum stank der Rauch, den ich zwar sehr gern roch. Wir konnten nun bald wahrnehmen, daß die Steine ganz zerschrundet waren. Nun fingen wir an, die Ladungen für die nächsten Steine, es waren ihrer noch acht, bereit zu machen. Ungefähr in einer Viertelstunde war alles dazu bereit. Nun reichte ich dem Vater drei, der in einer Kiste, welche Hans vorher geholt hatte, liegenden Patronen hin. Er legte sie auf den ihm am nächsten liegenden großen Stein, und Hans schüttete eine Schaufel voll Lehm darauf. Als wir beim fünften der acht Steine arbeiteten, sagte plötzlich der Vater, mit dem Zeigefinger auf einen großen, schon gesprengten Stein zeigend, zu uns Buben: »Hei, wie hat der Stein viele Muscheln in sich.« Noch ehe wir schauten, erblickten wir in unserer Nähe einen großen Stein, welcher viele Muscheln in sich hatte. Es war ein überaus schöner und lustiger Anblick, und ich dachte für mich selbst: »Von diesen schönen Steinen nehme ich einige mit nach Hause.«

J. L.

10. Februar.

Am Abend etwa um 8 Uhr saß meine Mutter in der Stube und las in einem Buch. Der Vater lehnte am Ofen. Der kleine Bruder Bruno stand neben ihm im Nachthemd und wartete, bis ich ins Bett komme. Ich stand in der Küche vor dem Schüttstein und wollte das Zahnbürstelchen vom Gestell herunternehmen. Aber da erschrak ich; denn das Licht erlosch, und ich stand im Dunkeln. Ich legte das Bürstelchen auf das Kästchen und tastete der Tür entgegen. Ich tappte durch den dunklen Gang der Stubentüre zu. Schon von dort aus sah ich, daß es in der Stube auch dunkel war. Ich trat bei der Tür über die Schwelle, und die Mutter frug Bruno: »Hast Angst, fürchtest du dich?« Er stotterte: »Nein.« Der Vater befahl mir: »Du kannst noch Zündhölzchen holen, es hat vor dem Ofen, im

Gang draußen.« Ich suchte lange im Gang vor dem Ofen, und endlich fand ich ein Schäckelchen. Mit diesem trat ich in die Stube und in die Ecke, wo ein Tischlein steht. Auf diesem fand ich eine Kerze, die ich anzündete, und ein feiner Strahl erhellt die dunkle Stube. Nun lief ich zum Kasten, worin drei Kerzen sind. Diese nahm ich heraus, klebte sie an eine Zeitung, stellte sie dann auf den Tisch und zündete sie an.

C. E.

2. Juni.

Ich saß im Grase des Schulplatzes und sah ein Hausrotschwänzchen auf einer Bohnenstange. Es hatte einen fuchsroten Schwanz und einen weißen Flügelfleck. Plötzlich flog es auf die Turnstange, und ich bemerkte, daß es eine Larve im Schnabel hatte. Ich hielt den Atem an und lauschte still, wohin der Vogel die Nahrung bringe. Er flatterte in das unterste Loch der Turnstange. Ein Zirpen ertönte eine Weile, und dann kam das Rotschwänzchen wieder hinaus und flog in den Garten. Ich rannte zum Loch hin und sah hinein. Es hatte drei Junge darin, sie streckten ihre Schnäbel auf und meinten, die Alten kommen, aber ich konnte ihnen nichts geben, trotzdem sie mich erbarmten. Schnell lief ich weg, als ich die Alte sah. Diesmal aber kam ein anderes. Es hatte auch einen roten Schwanz, aber es war sonst ganz grau. Es sauste auch mit etwas in das Loch, und wieder schrien die Jungen, es war das Weibchen. So kamen Männchen und Weibchen immer abwechselnd die Jungen füttern. Ich sah noch lange den Vögeln zu und ließ meine Kameraden spielen, so lang sie wollten. Da kam einer zu mir hin und fragte: »Warum kommst du nicht spielen?« Ich antwortete nichts und zeigte auf den Rotschwanz, der wieder auf der Stange war.

K. E.

Wenn wir nun die Schüler dazu bringen, daß sie sich täglich bemühen, eine brauchbare Eintragung ins Tagebuch zu machen, dann sind wir von unserem Aufsatzunterricht als Selbstzweck zum wirklichen Leben vorgedrungen.

Lebensechte Briefe

Das täten wir auch, wenn es uns nun gelänge, den Weg zum so wichtigen Brief zu finden. Hier haben wir aber deutlich zwischen den beiden Briefarten, dem Geschäftsbrief und dem persönlichen Schreiben zu unterscheiden. Geschäftsbriebe bilden für die Schüler eines vorgerückten Alters keine Pro-

bleme. Man gibt eine starre Form und hilft am besten, wenn man sich an die geläufigen Muster hält. Es hat gar keinen Sinn, sich hier produktiv zeigen zu wollen. Ganz anders ist es mit dem wirklichen Briefe. Dieser muß aus der Zwangsjacke heraus zum wichtigen Kontaktmittel zwischen Menschen geführt werden. Wer also Briefe schreibt, muß das Bedürfnis empfinden, mit einem Mitmenschen in schriftliche Berührung zu kommen. Dies ist auf dieser Stufe derart schwer, daß in der Schule fast keine richtigen Briefe geschrieben werden können. Selbstverständlich braucht es nicht viel, den Kindern das Datum beizubringen und sie eine passende Anrede finden zu lassen, aber von hier zum lebenswarmen Briefe ist noch ein weiter Weg.

In unserem Bezirke ist es seit Jahren Brauch, bei den schriftlichen Prüfungen von den Schülern der zweiten Abschlußklasse und der 2. Klasse Realschule einen Brief zu verlangen. Ich habe Dutzende solcher Arbeiten gesehen und mit jedem neuen Versuche auch in vermehrter Weise die Schwierigkeiten der Aufgabe gespürt. »Der Vater ist verunglückt, und der Bub in der Fremde soll heimkommen!« Gottlob geht es aber dem Vater gut, und der Bruder ist auch glücklich daheim. Zur richtigen Einfühlung braucht es derart viele Lebenserfahrungen, daß sie ein Schüler dieses Alters gar nicht besitzen kann, so daß er versagen muß. Was wir daher meistens als Briefe von Schülern vorgesetzt bekommen, ist nur ein Schatten dessen, was wir zu erreichen streben. So wenig ein Schüler, der keine Erlebnisse besitzt, Erlebnisaufsätze machen kann, so wenig wird ein Schüler Briefe zu schreiben vermögen, dem die Ausgangslage zum Briefschreiben abgeht. Richtige Briefe können nicht konstruiert werden. Es geht ja uns selber so. Gut wird ein Schreiben erst, wenn ein besonderes Ereignis zum sofortigen Erguß drängt, oder der Brief am besten nach einer unruhigen Nacht reif geworden ist. Diese wichtige

Ausgangslage läßt sich in der Schule sehr selten herstellen. Es mag höchstens gelingen, die Klasse an einer Frage derart zu interessieren, daß sie sich irgendwo Auskunft holen möchte. Wir haben seinerzeit von Elm gesprochen und gehört, daß man nach dem verhängnisvollen Bergsturz ein Niederbrechen des Risikopfes erwartete. Hier wurde die Neugierde wach, und es entstand ein natürlicher Schülerbrief an die entsprechende Schulkasse von Elm, in dem wir Auskunft wünschten. Das schuf auch eine günstige Ausgangslage für die Schüler von Elm und führte zu einem anfänglich recht anregenden Briefwechsel. Aber weit bevor man's erwartet, geht der gemeinsame Stoff aus, und nachher läßt sich nichts mehr durchsetzen. Ich stand auch schon mit Auslandsschulen im Briefverkehr, und hier sind die Berührungsflächen noch magerer und die Resultate noch kläglicher. So lange die andern Briefmarkenbetteln konnten, war wenigstens für das Schreiben ein tatsächlicher Grund vorhanden, als man aber nur noch des Schreibens wegen schrieb, verließ auch hier die Sache nach einigen wenigen Wiederholungen glücklicherweise im Sand. Etwas Positives war nicht heraus zu holen.

Dieser Schwierigkeiten war man sich schon immer bewußt, darum hatten wir in der Schule noch Briefe zu kopieren. Sicher gar keine dumme Sache, wenn man sich an Musterbriefe namhafter Persönlichkeiten hält und es zustande bringt, vorerst die Schüler zur richtigen Einstimmung zu bringen. Aber ein unmögliches Ding, wenn alles gemacht erscheint. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit noch jetzt eines Neujahrsglückwunsches an den Paten. Darin wurden nie getane gute Werke erwähnt und eine himbeersüße Stimmung des Dankes herbeizubringen versucht. Diese Beispiele haben mir ungemein geschadet; denn als ich in der Fremde war, verdienten meine lieben Eltern doch bestimmt noch weit wärmere Briefe, und sie sind mir nie ge-

lungen. Ich brachte sogar als Verlobter nicht jene heißblütigen Schreiben zustande, die in Briefstellern ganze Seiten als wirkliche Erlebnisse füllen. Was wir in der Volksschule als Höchstes tun können, ist Beispiele natürlicher Briefe zu geben, die den Kindern klar machen, was man mit einem Briefe will und wie er aussieht. Solche Briefe kann der Schüler dem Lehrer schreiben. Es braucht gar nicht immer alles mündlich gefragt zu werden; man kann es lernen, sich auch schriftlich zu erkundigen. Es kommt so manches vor, das einer Aussprache wert wäre. Warum so etwas nicht einmal schriftlich erledigen? Es drängt die Schüler auch so häufig wegen Geringfügigkeiten zu klägeln. Warum nicht schriftlich klagen lassen? Seit ich nur noch auf schriftliche Klagen eingehe, sind die kleinlichen Nörgeler stumm geworden, derweil hie und da etwas zu mir gelangt, das sonst nicht ans Tageslicht käme. Leider habe ich früher alle diese Klagezettel, die in Wirklichkeit richtige Briefe waren, zerstört, es stehen mir nur noch einige Beispiele meiner neuen 5. Klasse zur Verfügung. Einige dieser Belege mögen zeigen, wie es gemeint ist. Ich werde sie nicht mehr zerstören, sondern in meiner Kartothek unter dem Namen des Klägers oder des Beklagten aufbewahren und so ein recht interessantes Lebensbild erhalten.

Lieber Herr Lehrer.

Am Morgen in der Kirche schauten ein paar Knaben immer herum. Dann gab F. W. einem einen Box. Um zwanzig Minuten vor 8 Uhr nahm er einem ein Lineal weg. Die Schwester, die Aufsicht hatte, schaute lange zu. Sie wollte gerade aufstehen. Das sah F., und er war stiller.

Unterschrift.

Lieber Herr Lehrer.

Als wir in der Pause auf der Wiese spielten, warf mir Werner einen großen Klumpen Dreck auf den Kopf.

Unterschrift.

Lieber Herr Lehrer.

F. G. rief mir immer zu: Einen Gruß vom Göst. (Göst soll Bruno Agosti heißen.)

Unterschrift. (Ein Mädchen.)

Lieber Herr Lehrer.

Gestern nachmittag hatte Beatrice eine große, gute Butterbirne. Sie aß nur einen Biß, da fiel ihr die Birne hinunter und Trudi kam, verstampfte ihr die Birne und sprang davon.

Unterschrift.

Lieber Herr Lehrer.

Am 4., 5. und 6. Juli kommt der Zirkus Bauer nach Goßau. Dürfen wir mit der Schule auch einmal in diesen drei Tagen an den Zirkus gehen?

Viele Grüße von allen Buben.

Lieber Herr Lehrer.

Als ich zu Franz schaute und zu ihm sagte: Hast du wieder einen neuen Gummi genommen?« sagte er zu mir: Je, je und schlug mir eine hin.

Unterschrift.

Lieber Herr Lehrer.

Heute in der Pause wollten wir auf dem Mädchenplatz »Völk« machen. Da kamen die Mädchen des Herrn Lehrers X. und jagten uns fort. Wir waren aber schon vor ihnen dort. Wir machten doch »Völk«, aber auf der Seite. Als der Ball in ihr Feld rollte, kamen sie und warfen den Ball bis zur Turnhalle (zweimal). Da wurde die Anita wild und warf ihren Ball auch fort. Da rannten alle auf Anita zu und zerrten sie an den Haaren und schlugen sie. Darauf gab Anita Fina Z. einen Ging.

Unterschrift.

Naturgemäß sind diese ersten Versuche meiner kleinen Fünftklässler recht primitiv, doch würde Cameron Shipp, der in »Reader's Digest« berichtet, wie man Briefe schreibt, darob große Freude empfinden. Ich kann es mir nicht versagen, seine Ausführungen als logischen Abschluß der ganzen Arbeit beizufügen.

»Wie man einen Brief schreibt

Aus The Christian Science Monitor von Cameron Shipp.

Einer meiner Bekannten schickte mir neulich seinen Kontoauszug, auf dessen Rückseite er die paar Worte gekritzelt hatte: »Wir essen dreimal täglich. Wie geht's?«

Nur wenige von uns haben so viel Mut oder Witz, einem Freund ihren Kontoauszug zu schicken anstatt des Briefes, der schon seit Wochen fällig ist. Aber etwas Interessanteres hätte dieser Mann gar nicht

schreiben können, und wenn er stundenlang an den Sätzen herumgefeilt hätte. Den ganzen Abend haben meine Familie und ich darauf verwandt, Berechnungen über sein Einkommen und seine Ausgaben anzustellen — genau das hatte er beabsichtigt.

Warum fällt es uns wohl so schwer, ein paar kurze Worte auf ein Blatt Papier zu setzen? Wieso wird unser interessanter Gesprächspartner augenblicklich unbeholfen, wenn er zur Feder greift? Und weshalb schwört einem die intelligenteste und netteste Frau, die man kennt, daß sie lieber im Bergwerk schuften wolle als einen Brief schreiben? Warum ist *Ihnen* das Briefschreiben ein Greuel?

Ich glaube, ich weiß es. Man hat uns eingetrichtert, Briefeschreiben sei eine feierliche Angelegenheit, so etwas wie das Aufsetzen eines Testaments; Briefe müßten stets auf dem »richtigen« Papier geschrieben werden, mit einer imposanten Anrede beginnen und einer verlogen-unterwürfigen Schlußwendung aufhören. Man hat uns eingimpft, daß ein Brief — sogar an alte Freunde oder nahe Angehörige — eine Geste der Wohlerzogenheit sein müsse, damit der Empfänger nicht etwa den Schluß ziehe, wir seien in den Anstandsregeln nicht ganz kapitelfest.

Und ich glaube, zwei weitere Gründe, warum wir beim Gedanken ans Briefeschreiben gleich eine Gänsehaut bekommen, sind: 1. »Mir fällt ja doch nichts ein«, und 2. »Viel zu viel Umstände!« Alles Unsinn.

Man sehe sich zum Beispiel Richard Armour an, den Leiter einer Abteilung am Scripps College in Kalifornien. Er ist als Verfasser humoristischer Gedichte ungewöhnlich fruchtbar, macht regelmäßig seine Übungen als Reserveoffizier und ist häufig auf ausgedehnten Vortragsreisen unterwegs. Ein vielbeschäftigter Mann demnach. Und doch ist er ein gewissenhafter und treuer Briefschreiber, der im Durchschnitt täglich zwölf schriftliche Mitteilungen an

seine persönlichen Bekannten und Geschäftsfreunde verfaßt. »Schriftliche Mitteilungen«, sagte ich, weil Armour nur selten richtige Briefe schreibt. Er hat für sich die Postkarte entdeckt. Er weiß, daß er kaum jemals etwas zu sagen hat, was sich nicht in weniger als hundert Wörter fassen läßt, und kommt meistens nicht über zwanzig. Keine Anrede, keinen Schluß — einfach so:

»War nett mit Ihnen vorige Woche. Kathleen und ich fahren morgen nach San Franzisko. Verleger mag mein neues Buch. Rufe Sie Montag wieder von daheim an. Dick.«

Kein literarisches Getue; bloß 27 Wörter, auf eine Postkarte getippt — aber die saßen dafür auch. Er erinnerte an unser erfreuliches Zusammentreffen, teilte mir zwei Neuigkeiten mit und traf eine Verabredung mit mir. Und das Wichtigste: er hielt die Verbindung zwischen uns aufrecht, ließ mich wissen, daß er an mich dachte. Das Ganze hatte ihn nur das Postkartenporto und vielleicht eine Minute Zeit gekostet.

Ein berühmter Briefschreiber ist auch der Romancier und Humorist Homer Croy. Von ihm stammt übrigens der Kontoauszug. Seine Briefe haben selten mehr als zwölf Wörter.

Homer Croy hat die grundlegende Voraussetzung aller Freundschaft begriffen: daß man seine Erlebnisse mit dem andern teilt. Oft schreibt oder tippt er seine Zeilen auf die Rückseite eines Briefes, den er selbst bekommen hat. Neulich zum Beispiel: »Cam — sprach gestern mit Dale. Dein Name fiel — übrigens positiv. H. C.« Zehn Wörter nur.

Ich drehte den Brief um: da stand eine kurze Mitteilung von der Redaktion einer Zeitschrift, eine von Croys Geschichten sei angenommen worden. Auch das Honorar war genannt. Croy hatte mir damit einen Einblick in seine Angelegenheiten gewährt, mich an seinen Erlebnissen teilnehmen lassen.

Meine Tante Margret hat mir einmal die quittierte Rechnung ihres neuen Hutes geschickt. Auf der Rückseite stand bloß: »Himmlisch!«

Wieviel ausdrucks voller und interessanter ist dieses eine Wort als acht bis neun Seiten über Tante Margarets Stirnhöhlenkatarrh oder ihre widerspenstigen Tulpen. Ich habe einmal durch einen Brief, der aus einem einzigen Wort bestand, eine Stellung bekommen. Ich hatte verschiedentlich bei einem Zeitungsverleger vorgesprochen, aber er hatte nie etwas frei gehabt. Ein Vierteljahr drauf schrieb ich ihm von außerhalb:

Sehr geehrter Mr. Dowd —

Ja?

Herzlich Ihr Cameron Shipp.

Dowd stellte mich daraufhin an, wohl weil er der Ansicht war, daß Kürze die Würze eines Reporters sei.

Einer meiner Freunde sammelt Presseausschnitte. Mein Name erscheint zwar selten in Zeitungen, aber wenn es vorkommt und mein Freund entdeckt es, schneidet er die Stelle aus und schickt sie mir. Häufiger dagegen bekomme ich von ihm irgendetwas über meine Heimatstadt oder über Obstbäume, für deren Zucht ich mich einmal heftig interessiert habe. Auf diese Weise kann man sich wohl am kürzesten und glücklichsten darum drücken, einen richtigen Brief zu schreiben.

Geschäftsbriefe sind ein Gebiet für sich, und zwar ein sehr wichtiges. Viele Großbetriebe sind heute dabei, den Stil der Geschäftsbriefe zu modernisieren, abgedroschene Redensarten auszumerzen und eine ungezwungene Schreibweise einzuführen. Es sind sogar Bestrebungen im Gange, dem absurdem »mit vorzüglicher Hochachtung« den Garaus zu machen. Wieso »verbleibt« man eigentlich am Schluß des Briefes mit »vorzüglicher Hochachtung«, wenn man sich im Satz vorher darüber beklagen mußte, daß die Firma einen Auftrag vertrödelt hat?

Zu den Briefen, die jedem Kopfzerbrechen machen, gehören die Kondolenzbriefe — das sind die allerschwierigsten. Aber gerade für sie gilt das Gesetz der Kürze. Versuchen Sie nicht, einen »schönen« Brief zu schreiben, dem Dahingegangenen Ihren »Tribut« zu zollen oder einen Nachruf zu verfassen. Schildern Sie nicht, wie erschüttert oder fassungslos Sie sind. Und — hüten Sie sich vor frommen Betrachtungen! Wenn der Hinterbliebene ein religiöser Mensch ist, dann ist ihm schon der beste Trost, den es gibt, gewiß; andernfalls wird ein Geistlicher sich besser als Sie darauf verstehen, ihn seelisch aufzurichten.

In dem überzeugendsten Beileidsbrief, den ich je bekommen habe, stand nichts als: »Du weißt, daß ich mit Dir fühle. Kann ich etwas für Dich tun?« Viel mehr als das vermag eigentlich kaum jemand zu sagen.

Zusammenfassend kann man folgende einfache Regeln für das Briefeschreiben aufstellen:

Erstens: Sei kurz!

Zweitens: Berichte eine Neuigkeit oder lege etwas bei (einen Zeitungsausschnitt etwa), was deinen Freund interessieren könnte.

Drittens: Versuche nicht, durch schriftstellerische Talente zu glänzen. Literaten schreiben selten »literarische« Briefe.

Viertens: Vergiß, was du über »das, was sich gehört«, gelernt hast. Sei ungezwungen, natürlich — eigenwillig sogar! Wenn du's kannst, schreib komisch — aber ohne Krampf!

Fünftens: Schreib täglich mindestens ein paar Zeilen! Ein Bleistift ist immer im Haus. (Es gibt nämlich kein Gesetz, daß man nur Feder und Tinte benutzen darf.)

Sechstens: Mach zahlreichen Gebrauch von Postkarten! Sie sind seit der Erfindung des Rauchsignals der größte Fortschritt auf dem Gebiet billiger Nachrichtenübermittlung.

Siebenten: Fang sofort an!«